Immanuel Kant's

Anweisung

zur

Menschen- und Weltkenntniß.

Nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre von 1790 — 1791.

Herausgegeben

von

Fr. Ch. Starke.

HSC. BIBLIOTHEK
BURG

Leipzig 1831.
Die Expedition des europäischen Aufsehers.

1/21

Vorrede.

Die Philosophie ist Kenntniß der menschlichen Natur nach Grundsätzen und stützt sich theils auf Erfahrungen, theils auf das, was alle Erfahrung möglich macht. In unsern Tagen wird diese Wissenschaft mehr als je vernachlässigt, ob sie gleich nie nothwendiger war, weil nur sie der Schwärmerei und dem Mysticismus in der Religion, dem Ueberschreiten der Grenzen alles menschlichen Erkennens beim Erforschen der Natur und des Menschen, der Gesetzlosigkeit und der Zwingherrschaft in der Politik vorbeugt. Sie giebt Stärke dem Gemüthe, Muth dem Geiste und Selbstständigkeit dem Charakter. Sie lehrt den Menschen seine Thätigkeiten, deren Gesetze und Regeln, ihre Abweichungen und Verirrungen kennen, und sichert uns einen Führer in der moralischen, intellektuellen und physischen Welt. Sie prägt Ordnung im Nachforschen ein, zeigt den Weg zur Wahrheit und zum Rechte und verscheucht den Aberglauben, wie den Unglauben.

Gründliche Menschenkenntniß muß von der Philosophie ausgehen, weil diese die Grundlage aller Selbsterkenntniß und alles Verstehens Anderer ist. Denn wer in seinem eignen Innern einheimisch ist und sich nach allen Richtungen und in allen Verhältnissen versteht, der erhält dadurch einen Schlüssel zum Verständnisse Anderer. Er begreift, was sie sind, ahndet, was sie wollen und kann sie seinen Absichten dienstbar machen. Mit der Menschenkenntniß ist die Weltkenntniß genau verbunden; man durchschauet die Lage der Dinge und das Thun und Treiben einzelner Menschen und ganzer Völker, erräth ihre Zwecke und weiß, wohin sie wollen, wie er sie gewinnt und wie er sich glücklich durch alle Gefahren und Mühseligkeiten hindurch windet.

Nie war vielleicht Menschen- und Weltkenntniß nothwendiger als in unsern Tagen, wo Meinungen und Gesinnungen gewonnen seyn wollen, wenn man etwas ausrichten will. Die Triebfedern, durch welche man sonst Menschen in Bewegung setzte, sind abgestumpft; Furcht leitet nur wenig die Menschen mehr; sie verlangen Gründe, um sich eine Ueberzeugung von der Nützlichkeit und Rechtlichkeit dessen zu verschaffen, was man von ihnen

fordert. Und wie will man Ueberzeugung bewirken, wenn man nicht solche Gründe anführt, welche die Sache, die es gilt, betreffen, und welche Kopf und Herz befriedigen? Wie will man Andere führen, wenn man nicht die sie beherrschenden Triebfedern und Maximen kennt, mit ihren Meinungen bekannt ist, ihre Absichten durchschauet und ihren Willen, wie ihren Verstand, zu behandeln versteht? Wie will man sich Unterstützung von Andern verschaffen, wenn man nicht entweder ihre Begeisterung für eine große Sache zu erregen, oder ihre Einsichten für die Nützlichkeit eines Entwurfs aufzuklären weiß?

Wie lernt man nun sich und Andere kennen? Durch besonnenes Beobachten, durch ruhiges Nachdenken und durch eine Verbindung alles Wahrgenommenen zur Einheit im Bewußtseyn erreicht man dieses Ziel, allein was soll man beobachten? Alles, was in unserm Innern vorgeht und was mit uns äußerlich in Verhältnissen steht und auf unser Gemüth einwirkt, macht den Inhalt der Selbsterkenntniß aus. Das Denken und Erkennen, das Empfinden und Fühlen, das Begehren und Wollen sind die Grundlage, von der alle Kenntniß seiner Selbst ausgehen muß. Die Wechselwirkungen die-

ser Erscheinungen, ihre Veränderungen und Bestimmungen, ihre Stärke und Schwäche, ihre Abweichungen und Verirrungen, ihr gesunder und kranker Zustand geben dem Forscher Stoff, sich mit sich selbst zu beschäftigen und sich immer genauer kennen zu lernen.

Die Selbstkenntniß ist der Weg zur Kenntniß Anderer. Was man an ihnen bemerkt, das hält man an die Erfahrungen in sich und klärt es durch seinen Verstand auf. Jedoch darf man kein Merkmal der Erscheinungen, welche man an Andern beobachtet, übersehen, sondern alles vollständig auffassen, weil man sonst den Andern nicht richtig beurtheilt und ihm Maximen oder Zwecke uuterschiebt, welche er nicht hat. Wer also sich nicht kennt, der versteht Andere nicht; wer nicht in seinem Innern zu Hause ist, dem bleiben Andere unverständlich und fremd. Man lerne daher sich selbst genau kennen und man wird Andere verstehen und ihr Thun und Treiben durchschauen. Mit Recht sagt Kant in einer ungedruckten Schrift: „die Kenntniß des Menschen überhaupt ist schwer; die besondere Kenntniß eines andern Menschen ist schon leichter und am leichtesten ist die Selbstkenntniß; denn mich selbst kann ich mir nicht verbergen und folglich fal-

len hier alle Decken weg, welche uns andere Menschen vorhängen."

Wir liefern hier eine Schrift, welche Kant's Vorlesungen über pragmatische Anthropologie im Winterhalbjahre von 1790 — 1791 enthält, die von 8 bis 10 Uhr Vormittags gehalten wurden, den 13. Octbr. 1790 anfingen und sich den 23. März 1791 endigten. Da die Handschrift, welche wir hier zum Grunde legen, fast nichts enthält, als was uns selbst und andere Menschen genauer kennen lehrt, so haben wir dem Buche den Titel einer Anweisung zur Menschen- und Weltkenntniß gegeben. Tief sind die Blicke Kant's in die Menschennatur und geschickt und kräftig fördert er die Ausbeute seiner Beobachtungen und Forschungen zu Tage. Reichen Stoff zum Nachdenken geben seine Bemerkungen und wenn auch nicht alle ganz richtig sind, so heben sie doch immer eine Seite der Menschen und der Dinge heraus, deren Kenntniß jederzeit von Wichtigkeit ist. In kurzen Sätzen drückt er oft die Eroberungen weitläufiger Untersuchungen aus und man wird nicht leicht müde, den Gedanken des so scharfsinnigen und trefflichen Beobachters zu folgen. Bisweilen stimmen die Bemerkungen, die wir hier von Kant liefern, wörtlich mit denjenigen überein, welche

schon in seiner Anthropologie enthalten sind, ein andermal nicht; bald weicht der Gedanke ab, bald nimmt er eine andere Richtung und hebt eine Seite der menschlichen Natur heraus, welche bisher noch nicht so bekannt war. In kurzem erscheint auch in derselben Verlagshandlung Kant's philosophische Anthropologie nach einer Handschrift, welche diesen Gegenstand sehr ausführlich behandelt und selbst den Abschnitt von der intellectuellen Lust und Unlust enthält, der in Kant's Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, 2te verbesserte Auflage 1800, fehlt, weil er auf der Post zwischen Königsberg und Jena, wo das Buch gedruckt wurde, verloren gegangen war. Vieles aus Kant's Vorlesungen über Anthropologie, Moral u. s. w. hat der berühmte Hippel in seinen Schriften benutzt und fast alles, was dieser Treffliches und Kräftiges über den Menschen und seine Verhältnisse gedacht und gesagt hat, findet man gesammelt in der Schrift: Taschenbuch für Menschenkenntniß und Menschenbesserung. Auch zum Gebrauche für Stammbücher. Mit einer Abhandlung über Menschenkenntniß. Herausgegeben von D. Heinichen. Leipz. 1827 (10 Gr.)

K. den 10. Oct. 1830.

Inhaltsverzeichniß.

Menschen- und Weltkenntniß S. 1

Von der Sinnlichkeit und dem Verstande S. 6

Vom innern oder subjectiven Sinne S. 9

Einbildungskraft, Witz und Urtheilskraft S. 11

Gedächtniß S. 15

Dichtkunst und Beredsamkeit S. 18

Träumen S. 21

Allgemeine Betrachtungen über die Gemüthskrankheiten S. 26

Vom Gebrauche der Erkenntniß S. 28

Genie und Geschmack S. 30

Das Gefühl der Lust und Unlust, oder das Gefühls- und Empfindungsvermögen S. 33

Das Begehrungsvermögen S. 41

Charakteristik des Menschen S. 53

Temperamente S. 54

Der Charakter S. 58

Mann und Frau S. 65

Bemerkungen über den Menschen und seine Verhältnisse, seine Natur und ihre Aeußerungen S. 75

Der Volkscharakter S. 110

Charakter des Menschengeschlechts und die Aufgabe, welche dasselbe auf dieser Erde zu lösen hat S. 120.

Immanuel Kant's
Anleitung zur Menschen- und Weltkenntniß.

Das Leben des Menschen hat zwei Abtheilungen; in der ersten muß man sich Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerben, und dieselben in der andern anwenden und anbringen; denn wir lernen nicht allein für uns, sondern für die Welt; daher kann auch unsre Kenntniß in Schulkenntniß (welche uns Sachen kennen lehrt) und in Weltkenntniß (d. h. Menschenkenntniß) eingetheilt werden.

Welt haben, heißt die Angemessenheit zum Umgange nach Geschmack. Die Welt kennen ist freilich leichter als Welt haben. Ein Pedant hat Schulkenntnisse, auch wohl Weltkenntniß, aber nie Welt. Pedanterie wäre also die Unangemessenheit im Geschmack des Umganges.

Weltkenntniß setzt allemal Schulkenntniß und die Geschicklichkeit dieselbe anzuwenden voraus.

Anthropologie, die nicht allein Schulkenntniß, sondern auch Weltkenntniß seyn soll, kann scholastisch und pragmatisch abgehandelt werden. Scholastisch abgehandelt zeigt Anthropologie, was der Mensch ist, pragmatisch hingegen, wie man den Menschen zu unsern Absichten brauchen kann. Daher besteht unsre Klugheit in der Geschicklichkeit, die Menschen auf eine gute Art zu unsern Absichten zu gebrauchen.

Der Mensch, welcher gebildet wird, wird durch Schulkenntniß cultivirt, durch Umgang mit Andern civilisirt, und durch Vereinigung beider eben genannter Stücke moralisirt.

Die Kenntniß des Menschen wird hauptsächlich dadurch erschwert, daß der Mensch, wenn die Triebfedern in Bewegung sind, weder sich selbst beobachten, noch Beobachtungen über Dinge außer sich anstellen kann. Noch viel weniger lassen sich mit dem Menschen Experimente machen; denn man würde, wenn man z. B. die Einbildungskraft auf den höchstmöglichsten Grad zu bringen versuchen wollte, die größten Zerrüttungen im Verstande dadurch bewirken. Außerdem wird die Kenntniß des Menschen besonders durch Dissimuliren oder Zurückhalten und durch Simuliren oder etwas Vorgeben, was nicht da ist, erschwert.

Die ganze Menschheit aber kennen zu lernen, ist noch schwerer, weil wir zwar Menschen mit Menschen, aber nicht das ganze Menschengeschlecht mit andern möglichen vernünftigen Wesen vergleichen können.

Reisen können nicht Menschenkenntniß bewirken, sondern blos dazu dienen, die Menschen, welche man schon kennt, mit andern zu vergleichen. Die vorzüglichsten Quellen der Menschenkenntniß sind: 1) der Umgang mit Andern. 2) Schauspiele. 3) Romane. 4) Gesichter und 5) Geschichte.

Ich, im Umgange gebraucht, zeigt den Vorzug an, den man sich vor andern giebt (Egoismus.)

Egoismus, 1) metaphysischer, wenn man annimmt, daß außer uns keine andre Wesen sind.
2) moralischer, wenn man sich in Ansehung des Eigendünkels Andern vorzieht und von sich allein gut urtheilt; Eigenliebe des Wohlwollens an sich selbst, So=

löcismus. Eigenliebe des Wohlgefallens, Philautie.

5) Des Umgangs, wenn man da beständig von sich selbst spricht.

Der berühmte Pascal wirft das von sich selbst Sprechen Montaigne (s. d. Versuche, übers. v. Bode 1—7. B) vor, aber mit Unrecht; denn da Montaigne sich selbst beobachtete, so mußte er auch von sich selbst sprechen.

Sich selbst beobachten, ist kein natürlicher, sondern ein erzwungener Zustand (man genirt sich oder man affectirt). Daher ist es immer besser, sich manchmal zu zerstreuen und mit Gegenständen außer sich zu beschäftigen.

Affectiren heißt in der Meinung stehen, man zeige sich Andern vortheilhaft.

Die pragmatische Anthropologie wird eingetheilt in die Elementar- und in die Methodenlehre.

Erstere enthält die Principien: 1) des Erkenntnißvermögens und 2) des Gefühls der Lust und Unlust. Die Andere zeigt den Charakter des Menschen.

Das unterscheidende Merkmal des Menschen von andern Geschöpfen ist das Bewußtseyn seiner selbst und seiner Existenz; denn der Mensch kann sich selbst zum Gegenstande der Vorstellung machen, was kein Thier kann. Kinder können sich noch nicht selbst zum Gegenstand ihrer Betrachtung machen. Das Bewußtseyn seiner selbst schließt auch das Bewußtseyn seines Zustandes und seiner Gedanken in sich. Wenn wir glauben im Zustande klarer Vorstellungen zu seyn, so ist die Menge der dunkeln Vorstellungen immer noch sehr groß. Dunkle Vorstellungen spielen oft mit uns, ohne daß wir gewahr werden, wie dieses zugehe.

Ein Scrupel heißt das Hinderniß des Fürwahrhaltens dessen, was man nicht klar machen kann. Ein Zweifel hingegen ist ein subjectives Hinderniß, etwas für wahr zu halten. Nur durch Klarmachung und Auseinandersetzung der Hindernisse und Vorurtheile, wozu tiefe Einsichten erforderlich sind, kann ein Scrupel gehoben werden. Was Scrupel war, kann in der Folge ein wohlgegründeter Einwurf oder Zweifel werden.

Unsere Thätigkeit ist in der Dunkelheit unsrer Gedanken am größten. Dunkle unvorsetzliche Vorstellungen sind z. B. die Furcht vor dem Tode, welche daraus entsteht, daß man glaubt, man sey sich des Zustandes nach seinem Tode bewußt.

Wir handeln und wohl beinahe immer nach dunkeln Vorstellungen, z. B. wir lassen jemanden, den wir ehren wollen, uns zur rechten Seite gehen. Diese Gewohnheit mag wohl daher kommen, daß die rechte Hand die thätigste ist, daß man sie gleichsam dadurch, daß man ihn zur rechten Hand gehen läßt, außer Thätigkeit setzt und ihm dadurch seine Hochachtung bezeugt.

Oft spielen wir vorsetzlich mit dunkeln Vorstellungen. So haben z. B. Dichter oft ihren ganzen Witz angestrengt, um auf eine gute Art, ohne ungeschliffen zu seyn, von den Geschlechtsneigungen zu sprechen. Schaam ist Furcht vor der Verachtung Anderer. Oft wird das Dunkle gesucht, um uns selbst oder auch um Andere zu hintergehen; denn was wir im Dunkeln nicht ganz vollkommen sehen, mahlt unsre Einbildungskraft vollends aus.

Bei der Erkenntniß muß man nicht nach ihrer Nützlichkeit fragen; denn sie hat ihren innern Werth. Kästner sagt: quaerit Illyrus, quod non re-

spondet Homerus. Denn der Nutzen einer Sache läßt sich nicht immer sogleich voraussehen. Erkenntniß ohne Wahrheit ist keine Erkenntniß.

Ob nun gleich Wahrheit die größte Vollkommenheit des menschlichen Verstandes ist, so gefallen doch Erdichtungen gemeinhin immer noch besser. Zwar kann man auch durch Erdichtungen zur Wahrheit gelangen.

Ist es Pflicht, jedem seinen Wahn und seine Vorurtheile zu benehmen oder sie anzugreifen und ist es vortheilhaft, dem Publiko manchen Wahn und neue Irrthümer bekannt zu machen?

Unter den Urtheilen und Meinungen giebt es Paradoxa, d. h. mit Verstande gewagte Urtheile; sie können aber oft nur in Ansehung anderer Menschen parador seyn und nicht in Ansehung dessen, der sie gewagt hat. Paradoxe Urtheile sind Winke zu neuen Einsichten. Paradoxa verdienen, daß man seine ganze Aufmerksamkeit auf sie verwendet, weil sie nichts Alltägliches enthalten.

Da man allen vorgefaßten Meinungen blindlings zu folgen gewohnt ist, so ist die Gefahr dabei nicht kleiner als bei den Paradoxen. Ein paradoxer Kopf sieht alle Gegenstände in einem andern Lichte, und dieß sind wahrlich nicht gemeine Köpfe. Manche Männer, welche schon längst von einer Wahrheit gänzlich überzeugt waren, scheuten sich doch noch, so tief hatten Vorurtheile Wurzel geschlagen, sie bekannt zu machen, weil sie glaubten, man würde sie darüber ausspotten.

Der eine Probirstein der Wahrheit liegt in uns, der andere außer uns, d. i. der Beifall Anderer. Um zu wissen, was nach subjectiven Ursachen den Beifall verdiene, gehören noch objective Ursachen dazu, um den Beifall Anderer zu verdienen.

Man muß also seine Urtheile öffentlich bekannt machen dürfen, um erfahren zu können, ob Andere ih-

nen ihren Beifall geben oder ob sie ihnen denselben versagen.

Von der Sinnlichkeit und dem Verstande.

1) Giebt man den Sinnen schuld, daß die Erkenntniß durch sie verwirrt würde.

2) Können nicht die Sinne, sondern nur der Verstand das Wahre bestimmen. Die Sinne können aber nie trügen; denn sie können gar nicht urtheilen, viel weniger also richtig urtheilen.

3) Kann der Verstand durch die Sinne gehindert werden, eine Sache deutlich einzusehen. Angenommen, es finde eine solche Verwirrung im Verstande statt, wie denn das sehr oft der Fall ist, so kann man dies doch nie den Sinnen beimessen, sondern allein dem Verstande, der zu viele Merkmale aushebt, um sie deutlich zu machen; daraus folgt, daß, wenn man Merkmale sinnlich machen oder versinnlichen will, man sie einzeln heraushebt.

Diese ebengenannten Vorwürfe, welche man der Sinnlichkeit macht, haben im Folgenden ihren Grund: die Sinne können immer als leidend, der Verstand aber als thätig betrachtet werden; denn Sinnlichkeit ist Empfänglichkeit, die unsrer Natur anhängt, und wir wälzen nur allzugern unsre Irrthümer und Verwirrungen von dem Verstande auf die Natur.

Sinnlichkeit betrachtet, in so fern sie dem Verstande

1) ein Hinderniß ist. Sie verwechselt das Angenehme und Schöne sehr oft mit dem Guten u. s. w.

2) Zur Beihülfe dient, in Vergleichung der angenehmen Empfindungen.

Verstand kann ohne Sinnlichkeit nicht vorhanden seyn, aber wohl Sinnlichkeit ohne Verstand, z. B. bei Thieren.

Verstand nennt man das obere, Sinnlichkeit das untere Erkenntnißvermögen. Die Dignität des Verstandes besteht in seiner Spontaneität d. h. in der Macht frei handeln zu können. Das obere Erkenntniß Vermögen ist das Vermögen, mir jedes Zustandes des Gemüths bewußt zu seyn, ihn nie länger dauern zu lassen, als ich will, und über alle Vorstellungen des Gemüths Herr zu seyn; man nennt dieß den Verstand. Je stärker nun das Vermögen der Einbildungskraft ist, wenn sie anders den Verstand zu gebrauchen weiß, desto größer ist auch alsdann das Vergnügen, welches sie uns verschafft. Die Verschiedenheit der Sinnlichkeit bei den Menschen ist sehr groß, z. B. die Sinnlichkeit bei Frauenzimmern ist immer stärker als bei Mannspersonen. Der Hang sich mit Sinnlichkeit zu beschäftigen ist etwas Natürliches. Jede Sprache hat ihre besondern Bilder und Vorstellungen, um dem Verstande desto mehr Anschauungen zu verschaffen.

Die Sinne sind Verleitungen zum Irrthum; sie geben uns nicht Erkenntniß der Gegenstände, sondern blos Anschauungen. Wir können bei jeder Veranlassung eines Irrthums Ursache, Betrug und Illusion unterscheiden. Der Betrug ist jede irrige Vorstellung von einem Gegenstande, sobald ich mir bewußt bin, daß er wahr ist: z. B. die Schminke bei den Frauenzimmern. Illusion hingegen ist, wenn der Schein nicht aufhört zu täuschen, ob ich mir gleich bewußt bin, daß der Gegenstand nicht wahr ist; z. B. alle Gemälde, der Aufgang der Sonne und des Mondes u. s. w. Der Schein der Willfährigkeit ist Gefälligkeit, Höflichkeit. Es ist nicht gut allen Schein zu vertilgen; denn wir würden uns dadurch des ganzen Vergnügens berauben, welches er uns verschafft. Ja so gar Wahrheit kann durch Schein hervorgebracht werden. Sinnlichkeit ist das Vermögen der Seele, sich wirkliche Gegenstände anschaulich vorzu-

stellen. Der innere Sinn des Menschen heißt der Zustand, wo dieser seine Vorstellungen wahrnehmen kann. Die Einbildungskraft ist das Vermögen der Seele, sich Gegenstände, die nicht gegenwärtig sind, anschaulich vorzustellen.

Die Empfindungen der äußern Sinne werden eingetheilt in den Vital=Sinn oder sensum fixum, z. B. Wärme, Kälte geben uns keinen Begriff von Gegenständen, sondern wir empfinden blos das Object. Hiezu gehören die

Organempfindungen, und diese werden eingetheilt in solche,

die mehr objectiv sind, d. h. wenn der Sinn vom Objecte mehr afficirt wird, als vom Subject, so ist die Vorstellung mehr objectiv, z. B. beim Fühlen, welches der Fundamentalsinn ist, Hören, Sehen.	die mehr subjectiv sind, die eine Vorstellung vom Gegenstande selbst geben, die mit mehr Empfindung als Anschauung verknüpft sind, z. B. Riechen, Schmecken.

Eine Organempfindung allein kann uns ohne Einbildungskraft kein Vergnügen verschaffen.

Durchs Hören kommen wir mittelbar d. i. durch die Luft zu Vorstellungen. Der Eindruck aufs Gehör bei der Musik ist innig, sie affizirt das ganze Nervensystem; der Gegenstand des Gehörs schildert sich im Gemüthe.

Daß wir viele Gegenstände auf einmal sehen, kommt daher, weil man alle Gegenstände in gerader Linie sieht. Subjective Sinne: Riechen, Schmecken. Durch mittelbare Wahrnehmung eines Gegenstandes, nämlich durch Ausdünstung können wir einen entfernten Gegenstand wahrnehmen, ohne ihn zu sehen. Durch Schmecken hin-

gegen nimmt man nicht blos den Gegenstand wahr, sondern man genießt und fühlt ihn auch zugleich.

Daher heißen Fühlen und Schmecken die gröbern, Hören, Sehen, Riechen aber die feinern Sinne. Von diesen ist der Geruch der undankbarste, weil er lange anhält, Ekel verursacht und noch überdieß zu sehr mit Einbildungen verknüpft ist.

Der Geschmack hingegen, ein Sinn, dessen Befriedigung mit vielem Vergnügen verbunden ist, ist die erste Prüfung der Gedeihlichkeit der Nahrungsmittel.

Der Geschmack geht zugleich auf die Beurtheilung eines Gegenstandes und ist daher der Leitstern für alle Gesellschaften. Geschmack und Appetit sind verschieden. Geruch und Geschmack sind beide der Sitz des Ekels; Ekel ist aber das, was Erbrechen bewirkt. Ekel kann also ohne Genuß nie statt finden. Eine allzugroße Reitzbarkeit ist ein Beweis von Schwäche.

Schwache aber werden blos durch die Zartheit ihrer Sinne noch erhalten. Je weniger die Sinne lehren, desto mehr afficiren sie.

Wenn die Sinne stumpf werden, so wird auch die Aufmerksamkeit geringer. Bei Kindern sind die Sinne noch stumpf, so wie sie es bei ganz Alten wieder werden. Zart ist der Sinn, dem leicht etwas zu stark ist, oder der durch irgend etwas leicht angegriffen wird. Zart seyn in Ansehung der Sinne ist eine große Schwachheit.

Gesund ist der, der seinen Körper gar nicht fühlt. Jedes Organ muß, wenn man etwas beobachten will, gehörig gespannt seyn, z. B. das Auge bei astronomischen Beobachtungen u. dergl.

Vom innern oder subjectiven Sinne.

Der sechste oder der Vital-Sinn des Menschen ist kein Organsinn, sondern blos eine besondre innere Em-

pfindung; so wird man z. B. durch blos erdichtete groß=müthige Handlungen bis zu Thränen bewegt. Alle Organe bedürfen von Zeit zu Zeit einer Erschütterung zu ihrer Nahrung. Der innere Sinn ist die Fähigkeit, blos durch inneres Denken afficirt zu werden.

Die körperlichen Empfindungen hingegen zeigen nur an, daß der innere Sinn afficirt werden kann. Wenn man daher eine Idee in sich selbst lange unter=hält, so glaubt man endlich der Idee wirklich zu sehen; die Organe gerathen dadurch alle in Unordnung und daraus entsteht alsdann Schwärmerei, welche nur durch körperliche Mittel gehoben werden kann. Man muß daher immer mehr acht auf den innern Zustand seines Gemüths haben, als auf den äußern (d. h. auf un=sre Empfindungen). Zerstreuet seyn, nicht bei sich seyn, seiner nicht mächtig seyn, außer Fassung seyn, ist gleich=sam der Anfang eines Affects.

Perplex oder verblüfft nennt man einen, der außer Fassung ist; die Italiener sagen von solchen Leuten: er hat die Tramontana (Nordwind) verlohren, das heißt so viel, der perplexe Mensch weiß nicht einmal vom Wetter zu sprechen.

Die Ekstase zeigt eine innere Empfindung an, die bis zum Affect gestiegen ist. Die Sinne können durch Schläfrigkeit geschwächt und Schläfrigkeit kann durch allzu starke Eindrücke hervorgebracht werden, z. B. durch den Trunk. Durch Trunkenheit wird die Acht=samkeit vermindert, und dabei scheinen wir uns sehr wohl zu befinden. Schwere Getränke hingegen verursa=chen nur eine Träumerei von Glückseligkeit. Die Trun=kenheit kann also nie der Weg seyn, den Menschen ken=nen zu lernen und ihn zu beurtheilen, weil oft durch den Trunk zänkische Leute friedfertig, friedfertige aber zänkisch werden u. s. w.

Der Schlaf ist die Einstellung der Wirksamkeit aller unserer äußern Sinne. Man würde folgendermaaßen seine Zeit sehr gut eintheilen, wenn man sieben Stunden schliefe, sieben Stunden arbeitete, sieben Stunden sich erholte, z. B. bei Tische, auf Spaziergängen u. s. w. und drei Stunden zu Zwischenarbeiten, als zu Musik, zu schönen Künsten, anwendete.

Die Sinnlichkeit besteht in dem Vermögen der Anschauung; Verstand hingegen in dem Vermögen der Begriffe.

Das Vermögen der Anschauung in der Gegenwart des Gegenstandes ist Sinn; Vermögen der Anschauung in der Abwesenheit des Gegenstandes ist Einbildungskraft. Unter Anschauung versteht man die Vorstellung eines einzelnen Gegenstandes.

Träumerei ist also Anschauung der Einbildungskraft, welche man für Anschauung der Sinnenvorstellungen hält.

Die Handlungen der Einbildungskraft sind entweder productiv, das heißt solche, die durch Anschauung hervorgebracht werden, oder sie sind reproductiv, d. h. die durch Anschauung etwas schon Vergangenes wieder herbeibringen.

Materie kann also durch Einbildungskraft nicht hervorgebracht werden und diese ist daher nur reproductiv.

Die Materie der sinnlichen Vorstellungen gehört zu den Empfindungen. Hingegen in Ansehung der Form der Gegenstände kann die Phantasie auch productiv seyn. Phantasie heißt freie Einbildungskraft. Die Einbildungskraft ist aber nicht frei, wenn sie reproductiv und also an die Regeln des Verstandes gebunden ist.

Einbildungskraft ist eine Motion des Gemüths und dient dem Menschen zur Gesundheit. Das Gesetz der Vergesellschaftung der Vorstellungen. Vorstellungen

sind einander vergesellschaftet, weil immer die eine mit der andern nach einer beständigen Regel in Gesellschaft tritt, und zwar so, daß die eine Vorstellung nie ohne die andre in unserm Gemüth nach den Regeln des Verstandes hervorgebracht werden kann, z. B. was in Sylbenmaaß gebracht ist, läßt sich besser als Prosa behalten, ferner, wird das Gereimte gesungen, so ist es noch leichter zu behalten. Daraus erhellt nun deutlich, daß in der reproductiven Einbildungskraft etwas maschinenmäßiges enthalten sey. Association entspringt entweder nach den Gesetzen der Concomitanz oder nach den Gesetzen der Affinität.

Die Phantasie findet viel Nahrung beim Caminfeuer und beim Tabaksrauch. Die Einbildungskraft bringt Nachahmungen hervor, z. B. wer Personen in Convulsionen liegen sieht, bekommt oft selbst dergleichen.

Die Imagination wirkt gewöhnlich stärker auf uns als das Wirkliche. Phantasie ist entweder zügellos, wenn sie nicht in unsrer Willkühr steht, und da sagt man von ihr, sie schwärme, oder sie ist regellos, wenn sie nicht unter der Macht des Verstandes steht, und da sagt man, sie fasele.

Wenig Phantasie und viel Verstand haben die Europäer, die Orientalen hingegen viel Phantasie und mittelmäßigen Verstand. Einbildungskraft treibt ihr Wesen mehr des Abends als bei Tage. Die Meinung bringt oft eben dieselben Folgen hervor als die Realität; wenn z. B. ein Volk von seinem Souverain so regiert wird, daß es scheint, als wäre es frei, so glaubt das Volk wirklich, daß es frei sey.

Auch macht sich die Einbildungskraft Bilder von Dingen, die den Sinnen nie gegenwärtig gewesen sind.

Die Einbildungskraft ist dem Verstande höchstnothwendig, weil wir uns ohne sie nie Dinge vergegen-

wärtigen könnten. Hingegen ist Einbildungskraft auch wieder die Verleiterin zu vielem Bösen und zu Lastern, wenn wir sie nicht in der Macht unsres freien Willens haben; man muß sie daher auf Gegenstände hinleiten und auch wieder von ihnen abziehen können. Daher kann die Gegenwart der Dinge selbst das Wohlgefallen an denselben nie so angenehm machen als die Einbildungskraft. Wer nun also seine Einbildungskraft gleichsam regieren kann, der ist Meister über sich selbst, ist Herr seiner Glückseligkeit.

Die Einbildungskraft macht auch die Originalität im Menschen aus, so wie auf ihrer Gewalt allein das beruht, was man Genie nennt. Der Uebergang vom sinnlichen Erkenntnißvermögen zum höhern ist

1) der Witz, die Aehnlichkeit mehrerer Gegenstände sinnlich zu erkennen.

2) die sinnliche Urtheilskraft (Scharfsinn), die Wahrnehmung der Verschiedenheit der Gegenstände.

Witz geht vom besondern aufs allgemeine. Die sinnliche Urtheilskraft ist mehr negativ; denn Verschiedenheiten aufzufinden verengert unsre Erkenntniß. Der Witz hingegen ist mehr positiv; denn durch Aufsuchung der Aehnlichkeit der Gegenstände erweitern oder vermehren wir unsre Erkenntniß. Daher werden Handlungen des Witzes ergötzen, dagegen Handlungen der sinnlichen Urtheilskraft in uns Verwunderung hervorbringen.

Die Urtheilskraft dient dazu, Irrthümer abzuhalten; Witz aber, unsre Erkenntniß wenigstens dem Scheine nach zu erweitern. Witz belebt das Gemüth durch Uebereinstimmung mehrerer Merkmale, welche alsdann Regeln giebt; da nun vollends der Witz nach Neuigkeiten hascht, so ist er beliebt. Hingegen wird sinnliche Urtheilskraft, da sie immer Irrthum befürchtet, mißtrauet und warnt, als bedachtsam hochgeachtet.

Vom Talente eines Menschen, in so fern er witzig ist, sagt man, er habe ein glückliches Talent; dagegen von einem Menschen, der viel Urtheilskraft besitzt, er habe eine reife Urtheilskraft. Witz ist die Quelle der Einfälle, so wie sinnliche Urtheilskraft jene der Einsichten. Einfall ist das, wozu Vorbedacht nichts beigetragen hat. Der Witz ist kühn in allgemeinen Urtheilen, die sinnliche Urtheilskraft aber behutsam.

Der wahre Gehalt unsrer Kenntnisse hat seinen Grund mehr in der sinnlichen Urtheilskraft als im Witze. Den Witz muß man dazu wählen, um der Erkenntniß Eingang zu verschaffen, die sinnliche Urtheilskraft aber, um ihr Gründlichkeit zu geben,

Ein Witzling ist der, welcher mit Witz, ein Klügling der, welcher mit Urtheilskraft prahlt.

Vom Witz hängt die Mode, von der sinnlichen Urtheilskraft der Gebrauch derselben ab.

Schaaler Witz ist der, welcher nichts für den Verstand enthält, der nicht in andre Sprachen übersetzt werden kann. Hingegen enthält grüblerische Urtheilskraft (inanes argumentationes) nichts für die Vernunft; die Unterschiede der Gegenstände werden dabei kaum merkbar seyn.

Der Witz muß also nicht nachahmend seyn, außer wenn die Feinheit der Nachahmung so groß ist, daß man sie nicht bemerkt.

Witz ist mit Laune verknüpft, wenn der Mensch, der ihn vorbringt, durchtrieben ist. Laune ist eine besondere eigenthümliche Stimmung des Menschen, aus welcher er Gegenstände betrachtet.

Mangel an Urtheilskraft ist, wenn man Dinge nicht unterscheiden kann. Witz kann Popularität haben, die sich bei Nationen gewöhnlich in Sprüchwörtern zeigt,

welche auch die eigentlichen Beweise des Witzes einer Nation sind.

Der Witz ist nöthig zu Entwürfen; die sinnliche Urtheilskraft aber zu Ausführungen.

Die Einfälle des Witzes müssen ungesucht, müssen überraschend seyn; findet aber das Gegentheil statt, so sind sie ekelhaft.

Mangel an Urtheilskraft mit Witz verbunden, heißt Albernheit, Mangel an sinnlicher Urtheilskraft und auch an Witz Dummheit. Man kann also immer eher noch Witz als Urtheilskraft entbehren. Mangel an Witz heißt Stumpfheit; diese kann aber mit vieler praktischer Urtheilskraft und mit Verstande verbunden seyn, findet sich dieß Letztere bei einem Menschen, so nennt man ihn gescheut. Verbindet er aber praktische Urtheilskraft mit Witz, so ist er klug. Ein behender Kopf kann immer auch ein leichter Kopf seyn, dahingegen ein langsamer Kopf gründlich seyn kann. Ein Pinsel heißt der, welcher blos mechanisch nachahmen kann. Mangel an Verstande heißt Einfalt, welche sich auf das Mißverhältniß der Erkenntnißkräfte gründet.

Mikrologisch heißt das Urtheil, wenn es zu sehr ins Einzelne geht.

Witzige Leute urtheilen blos im Ganzen, Klüglinge aber im Einzelnen, zwecklos, grüblerisch.

Das Gedächtniß heißt der Gebrauch der Einbildungskraft in Rücksicht auf die vergangene Zeit. Das Vorhersehungsvermögen ist Gebrauch der Einbildungskraft in Rücksicht auf die zukünftige Zeit. Dichtungsvermögen ist auch Gebrauch der Einbildungskraft, aber ohne Rücksicht auf Zeit.

Gedächtniß ist das willkührliche Reproductionsvermögen der Einbildungskraft. Es gehört dazu:

1) daß man etwas ins Gedächtniß fasse;

2) daß man das Gefaßte im Gedächtniß behalte;
3) daß man das Behalten leicht reproduciren könne.

Sich einer Sache leicht erinnern, ist immer eine Sache des Witzes, der durch Association der Vorstellungen diese Leichtigkeit im Erinnern hervorbringt.

Die Einbildungskraft muß einmal aufgenommene Bilder nicht wieder verschwinden lassen.

Witzige Leute haben kein treues Gedächtniß, weil sie zu leicht eine Sache mit der andern verwechseln.

Die Handlung, durch die wir etwas ins Gedächtniß fassen, damit es zur Erinnerung hinreichend sey, kann

1) mechanisch seyn (das heißt durch öfteres Wiederholen) und dieß ist unstreitig die Grundlage von allem Auswendiglernen.
2) ingeniös, wenn man vermittelst der Aehnlichkeit Gegenstände zu verbinden, auswendig lernt.
3) judiciös, wobei alles auf die wirkliche Verwandtschaft der Gegenstände ankommt. Diese Art auswendig zu lernen hat einen großen Vorzug vor der ingeniösen; denn letztere geht immer nur auf zu allgemeine, zufällige Merkmale.

Der Grund des Vergessens ist Mangel der Aufmerksamkeit, aber auch oft Schwäche der Einbildungskraft. Das Romanlesen verdirbt besonders das Gedächtniß, weil man auf sie nur einen geringen Grad von Aufmerksamkeit verwendet, um sie desto leichter vergessen zu können; hat man sich nun das einmal angewöhnt, so lieset man alsdann auch wohl wichtigere Schriften mit eben so wenig Aufmerksamkeit.

Erinnern heißt, sich etwas mit Bewußtseyn als vergangen vorstellen. Besinnen heißt, sich an etwas vorsetzlich erinnern. Entsinnen, heißt eine Vorstellung aus der Verworrenheit mit andern hervorziehen.

Es ist immer leichter, aus einer unbekannten Sprache in eine bekannte zu übersetzen, als aus einer bekannten in eine fremde. Hört man das Wort, so besinnt man sich leicht auf die Sache, sieht man aber die Sache, so wird man sich nicht immer leicht auf das Wort besinnen können.

Die Schreibekunst und Bücher haben auf gewisse Weise dem Gedächtnisse geschadet. Die Erinnerungskunst ist die Kunst, dem Gedächtniß etwas einzuprägen, als auch das Gedächtniß zu stärken.

Im Alter entfällt dem Gedächtniß leicht etwas. Wunder des Gedächtnisses waren Scaliger, Magliabecchi, wahre Repertoria der Gelehrsamkeit.

Der Gebrauch der Einbildungskraft ohne Rücksicht auf Zeit, oder Dichtungsvermögen ist die reine productive (hervorbringende) Einbildungskraft selbst. Zu dieser gehört

1) erdenken, das heißt etwas antreffen, was schon gegeben war.
2) Erfinden, heißt etwas zu Stande bringen, was noch nicht da war.
3) Ausfindig machen, heißt etwas, was zwar schon existirt, aber noch versteckt ist, bekannt machen; so hat z. B. der Abbée Barthelemy das phönizische Alphabet ausfindig gemacht.
4) Aussinnen, ist eine Art zu erfinden, ein praktischer Handgriff, ein Mittel zu einem gewissen gegebenen Zwecke; so soll z. B. ein Magister in Oxford den Strumpfwirkerstuhl ausgesonnen haben.
5) Erdenken, heißt sich eine Sache vorstellen, von der gar kein Object existirt.
6) Ausdenken, heißt, wenn das Erdenken mit Absicht verbunden ist, wie z. B. Campe's Robinson Crusoe.

Beim Erdenken kommt es einzig und allein auf Möglichkeiten an.

Dichten ist eine Handlung, welche nicht ein Object hervorbringen will, sondern blos die Gemüthskräfte frei spielen läßt. Unwillkührliches Dichten ist Schwärmerei der Einbildungskraft, oder es ist ein künstliches absichtliches Geschäft derselben. Willkührlich dichten heißt eigentlich dichten, unwillkührlich dichten aber phantasiren. Willkührliche Dichtung ist immer glücklicher in der Fabel als in der Wahrheit; daher zeigt das Dichtungsvermögen besonders in den schönen Künsten seine ganze Stärke, welche dann auch das Gemüth des Menschen beleben und stärken; daher ist jede Kunst, welche unsre Gemüthskräfte belebt, eine schöne Kunst, z. B. Mahlerei, Musik u. s. f. Unter den schönen Künsten bringen einige bleibende Objecte hervor, wie die Mahlerei, Bildhauer- und Baukunst; andere dagegen nicht bleibende Objecte, wie Beredsamkeit, Dichtkunst, Schauspiel u. s. w.

Die Beredsamkeit ist die Kunst, die Ideen des Verstandes durch Sinnlichkeit zu beleben; die Dichtkunst hingegen diejenige Kunst, den Spielen der Einbildungskraft durch Verstand Einheit und Zusammenhang zu geben. Die Beredsamkeit ist ein Geschäft des Verstandes, durch Sinnlichkeit belebt; die Dichtkunst aber nur ein Spiel der Sinnlichkeit, durch Verstand geordnet. Spiel ist eine Beschäftigung, die an sich selbst gefällt; Geschäft aber ist die Handlung, die noch durch etwas anders als durch ihren Zweck gefällt.

Ein Redner ist der, welcher Ueberzeugung hervorzubringen sucht und verspricht es auch, allein er hält nie sein Versprechen, sondern beredet blos die Zuhörer durch subjective Gründe. Die Kunst der Beredsamkeit wird also darin bestehen, den Zuhörer, wenn ihm auch das Thema selbst nicht gefallen sollte, dennoch zu fesseln.

Die Dichtkunst verschafft aber immer noch ein reineres Vergnügen, da sie mehr leistet als verspricht; sie verspricht nehmlich nur Spiel, belehrt uns aber auch nebenbei durch dieses Spiel.

Beredsamkeit und Dichtkunst laufen beide darauf hinaus, eine Harmonie zwischen der Einbildungskraft und dem Verstande zu bewerkstelligen.

Beredheit ist, den Stoff zum Reden, Sprachreichthum, Fertigkeit eine und die nehmliche Sache auf mancherlei Art vorzutragen.

Wohlredenheit besteht in der Angemessenheit der Rede, sowohl in Rücksicht des Verstandes, als auch des Urtheils.

Beredsamkeit aber ist die Kunst, den Ideen bei dem Verstande Eingang zu verschaffen, die Kunst zu bereden. Beredsamkeit erlangte, wie die Geschichte zeigt, allemal ihren höchsten Gipfel, wenn der Staat zu seinem Untergange eilte, und es wäre leicht zu beweisen, daß die Redner immer mit dazu beitrugen; denn sie waren es gewöhnlich, die das Volk gegen ihren Oberherrn oder gegen den Staat aufbrachten, Factionen stifteten u. s. f.

Dichtkunst war in allen Staaten früher als Beredsamkeit und hielt mit dem Wachsthume der Cultur des Volks gleichen Schritt. Der Eindruck der Dichtkunst ist nur vorübergehend. Sie ist besonders glücklich in Schilderung des Innern d. h. der Affecten und dergl.

Warum bedarf denn die Dichtkunst des Sylbenmaaßes? Das Sylbenmaaß scheint anzuzeigen, daß die Gedanken einen feierlichen Schwung nehmen und sich eben dadurch von der Rede unterscheiden sollen.

Warum lieben die occidentalischen Völker den Reim? Da die Sprachen der Occidentalen nicht abgemeßne bestimmte Prosodie der einzelnen Wörter der Griechen und Römer haben, so mußte natürlich der Reim

ein wesentliches Stück unsrer Gedichte seyn, z. B. in Miltons verlorenem Paradiese und Buttlers Hudibras. In einer Rede aber darf sich nie ein Satz auf den andern reimen.

Woher kommt die poetische Licenz? Von der Begeisterung des Dichters. Der Dichter muß neue Wörter aufbringen können. Poetische Licenz aber kann sich nie auf grammatische Fehler erstrecken.

Sinnsprüche gefallen allemal in Versen besser als in Prosa, theils weil man sie besser behalten kann, theils auch weil der Vers eine gewisse Feierlichkeit und Gravität mit sich führt.

Warum ist aber Poesie früher als Prosa oder Beredsamkeit? Weil alle Wilde, wenn sie eine Rede halten wollen, aus Mangel an abstrakten Ausdrücken dichterisch und in Bildern sprechen müssen, um sich Andern verständlich zu machen. Sylbenmaaß werden sie freilich noch nicht gehabt haben; denn das ist schon schwerer.

Warum ist ein mittelmäßiges Gedicht unerträglich, eine mittelmäßige Rede aber dennoch anzuhören? Weil man bei dem Gedichte an einen feierlichen Gang gewöhnt ist, so müssen auch nothwendig mit diesem erhabene Gedanken verbunden seyn, die man bei der Rede nie vermuthet.

Warum trocknet die poetische Ader bald aus? Weil die Leichtigkeit des Dichtens im Alter nicht mehr statt finden, und weil das Alter nicht mehr Spiel vorgeben kann. Voltaire macht jedoch von dieser Regel eine Ausnahme; denn in seinem 80ten Jahre verfertigte er noch gute Gedichte.

Warum muß der Dichter und nicht der Redner gebohren werden? Genie ist das Talent zu der Sache, die man nicht lernen darf, schöpferische Einbildungskraft

aber kann man nicht erlernen, sondern man muß sie von Natur haben.

Wer als großes Genie Dichter ist, hat auch als Dichter einen großen Charakter; diejenigen aber, welche blos Hang und nicht Talent zum Dichten haben, sind eine läppische Art von Menschen, die eigentlich gar keinen Charakter haben.

Traum ist eine unwillkührliche Täuschung in gesundem Zustande. Wahnsinn aber ist eine unwillkührliche Täuschung in krankem Zustande. Ein Mensch phantasirt, wenn er mit der Einbildungskraft spielt. Wir kommen alle Tage in einen gewissen Zustand, wo wir uns selbst nicht fühlen; dieß ist der Schlaf, dessen Eigenschaften von Medizinern und Philosophen noch nicht haben ausfindig gemacht werden können. In dem Zustande des Schlafs lebt die Phantasie gleichsam auf, und reproducirt unwillkührlich, ohne unser Bewußtseyn, Gegenstände. Unerklärlich aber ist es, daß wir im Traume manchmal mit Ueberlegung und vernünftig handeln.

Ein Mensch kann nicht wissen, ob er während des Schlafes immer geträumt habe, er kann es aber alsdann wissen, wenn er sich des Traumes erinnert; dazu aber gehört, einen Theil der Vorstellungen des Traumes noch beim Erwachen zu haben, um nach dem Gesetze der Association Theil vor Theil zusammenhängend zu reproduciren. Man kann in einer kurzen Zeit viel, in einer Minute mehr träumen, als in einem ganzen Tage handeln; diese außerordentliche Geschwindigkeit ist Eine der Hauptursachen, daß wir uns der Träume nicht immer erinnern können; so wie durch viele ungereimte Träume der Zusammenhang unterbrochen wird. Es scheint, daß, wenn der Mensch aufhören würde zu träumen, er auch aufhören würde zu leben. Oft kann man so fest einschlafen, daß das Athemhohlen ausbleibt; da kommt es

uns dann im Traume so vor, als fielen wir von einer Höhe herab u. dergl., darüber wachen wir plötzlich auf. Während der Körper im Schlafe wie ein Klotz da liegt, wird unser Nervensystem so afficirt, daß, wenn die Einbildungskraft nachließe, der Mensch aufhören würde zu leben. Träume können aus dem Wachen etwas enthalten. Im Schlafe wird die Phantasie manchmal durch kleine äußerliche Empfindungen wunderbare Richtungen bekommen. Nachtwandler sind Schlafende, welche willkührliche Bewegungen hervorbringen, die ihnen die Phantasie eingiebt. Im Schlafe müssen die Nerven, welche zu den Lebensbewegungen gehören, ihre völlige Thätigkeit haben, dagegen diejenigen, welche blos zu willkührlichen Bewegungen dienen, ruhen müssen; von dieser Regel aber machen die Nachtwandler eine Ausnahme.

Phantasie ist ein productives Sinnesvermögen. Ein Phantast ist der, welcher sich eingebildete Gegenstände als möglich denkt, sich in seine Chimären verliebt, und sie für wahr hält. Ein Phantast in Ansehung des Guten ist ein Enthusiast; Ideal der Freundschaft heißt, das Interesse an Andern so groß als an sich selbst finden. So wird auch Enthusiasmus immer mit Affect verbunden seyn, z. B. bei der Neigung zum Guten. Enthusiasmus aber findet alsdann statt, wenn wir den wahren Werth einer Sache nicht mehr in Betracht ziehen. Am Enthusiasmus ist blos der Affect zu tadeln, welcher eine Neigung im sinnlichen Begehren ist, welche uns unvermögend macht zu überlegen; am allerwenigsten aber muß bei Beurtheilung des Guten Affect mit ins Spiel kommen.

Ein Visionair ist ein solcher Mensch, der etwas, was er selbst nicht für sichtbar ausgiebt, doch für seinen Privatsinn für sichtbar hält. Visionaire sind eher als Phantasten und nicht als Gestörte zu betrachten; der große

Visionair Schwedenborg sagte von seinem Zustande, sein Inneres wäre aufgethan.

Das Dichtungsvermögen vergleicht das Gegenwärtige mit dem Vergangenen. Das Vorhersehungsvermögen vergleicht das Gegenwärtige mit dem Vergangenen und verknüpft beides mit dem Zukünftigen. Dieß heißt auch Vorempfindung, Ahndung, dunkle Vorhererwartung, Wahrsagung, Prophezeihung.

Das Gegenwärtige hat, in so fern es uns auch noch in Zukunft nutzen kann, für uns Interesse. Das Vorhersehungsvermögen hat den größten Einfluß auf unser Begehrungsvermögen. Ahndungen haben oft ihren Grund in kleinen körperlichen Uebeln. Nie ahndet einem etwas Gutes. Frauenzimmer haben wegen der vielen kleinen körperlichen Uebel, denen sie unterworfen sind, oft Ahndungen, von denen sie in dem gemeinen Leben immer Ursachen auffinden wollen.

Die einzige uns mögliche Art, in die Zukunft hinaus zu sehen, ist das Gesetz der Vergesellschaftung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen. Astrologia judiciaria ist das Vermögen aus der Stellung der Sterne etwas, was die Schicksale der Menschen betrifft, herauszulesen. Wahrsagung findet bei dem gemeinen Manne immer noch Gehör, nur muß man ihm gewisse Gründe davon angeben. Viele Uebel ziehen wir uns dadurch zu, daß wir in die Zukunft sehen und uns Sorgen machen.

Bei den Griechen hatte ein Prophet einen Mantis d. h. einen tollen Menschen nöthig, von dem man glaubte, daß ihn ein Dämon inspirire; diese tollen Gebehrden und Reden legte der Prophet aus. Etwas Aehnliches waren die griechischen Orakel.

Ton ist das Vermögen der Einbildungskraft, Vor-

stellungen zu verbinden, um neue Vorstellungen dadurch hervorzubringen.

Ein Zeichen an sich selbst ist Symbol, wenn es etwas Anderes vorstellt; Symbole müssen immer einen Intuitus des Gegenstandes haben. Symbole sind stellvertretende Zeichen; Wörter sind aber nur begleitende Zeichen. Zeichen, die mit Dingen verknüpft sind, heißen signa demonstrativa, und zwar von etwas, was gegenwärtig ist, aber nicht in die Sinne fällt.

Natürliche Zeichen sind der Pulsschlag von der Krankheit, der Rauch vom Feuer. Blos willkührliche Zeichen sind z. B. Ordensbänder.

Das obere Erkenntnißvermögen besteht darinn, daß man seine Kräfte und Talente in der Macht seiner Willkühr hat; dieß heißt auch Selbstherrschaft.

Je mehr die Menschen vorgeben zu fühlen, desto weniger denken sie.

Je mehr Gefühle, je weniger Begriffe. Es kann also das moralische Gefühl nie an die Stelle der moralischen Begriffe gesetzt werden. Das obere Erkenntnißvermögen wird eingetheilt in Verstand, Urtheilskraft und Vernunft.

Der Verstand ist das Vermögen der Regeln (des Allgemeinen); die Urtheilskraft das Vermögen zu unterscheiden, ob die Regel in diesem oder jenem Falle anzuwenden sey. Die Vernunft ist das Vermögen Dinge a priori zu erkennen. Durch den Verstand verstehen wir etwas. Durch die Vernunft sehen wir etwas ein. Urtheilskraft aber ist das seltsame Vermögen, welches nicht kann gelehrt, sondern blos geübt werden.

Nicht Verstand, sondern Urtheilskraft kommt nicht vor den Jahren. Wenn man von gesundem Verstande spricht, so verstehet man darunter immer die Urtheilskraft; denn Verstand mit Urtheilskraft verbunden, heißt gesunder Verstand, sens commun.

Viel Witz gehört dazu, um eine Regel ausfindig zu machen. Dumm seyn heißt eine schwache Urtheilskraft haben. Einfältig seyn heißt einen eingeschränkten Verstand haben.

Ein seichter Verstand ist der, welcher sich mit Regeln behilft, die noch allgemeiner hätten seyn können.

Bündigkeit ist von der Gründlichkeit des Urtheils sehr verschieden; denn bündig heißt eigentlich, im Gebrauche aller seiner Principien einstimmig und consequent seyn; so heißt eine Schrift bündig, wenn alle Principien in derselben mit der Ausführung genau übereinstimmen.

Redlichkeit heißt Ehrlichkeit aus Principien. Dumm kann aber Niemand aus Principien seyn. Von Dummen vermuthet man also auch nie Schaden.

Die, welche das Talent zu schaden haben, haben auch gewöhnlich die Lust dazu.

Wenn man Ehrlichkeit und Dummheit zusammen stellen wollte, so würde man die Tugend in Verachtung bringen.

Ein gesunder Verstand ist der, welcher vom Irrthume frei ist. Die Urtheilskraft dient dazu, unrichtige Anwendung des Verstandes zu hindern. Zum gesunden Verstande gehört eben nicht großer Umfang. Gesunder Verstand ist also Richtigkeit des Verstandes. Vernünfteln heißt das Vermögen, blos theoretisch a priori zu urtheilen, ohne zu untersuchen, ob es in der Ausübung thunlich sey oder nicht. Hierzu gehört noch der mikrologische Gebrauch der Vernunft. Der Vernunftgebrauch erfodert, die Vernunft auf solche Gegenstände zu richten, welche ausgebreiteten Nutzen verschaffen können.

1) Selbstdenken ist allgemeine Regel der Vernunft.
2) An die Stelle jedes Andern sich setzen und so denken, wie jeder denken würde.
3) Jederzeit mit sich selbst einstimmig denken. Die erste von diesen Eigenschaften heißt Gründlichkeit

im Denken (Aufklärung); die zweite, die erweiterte Denkungsart; die dritte, die consequente Denkungsart.

Der Verstand der Leute, deren Verstand blos passiv ist, heißt Unaufgeklärtheit. Ein eingeschränkter Kopf heißt der, welcher Mangel an erweiterter Denkungsart hat, der Dinge nur aus seinem Standpunkte beurtheilen und sich nie an die Stelle Anderer versetzen kann.

Auch kann man die Menschen eingeschränkte Köpfe nennen, welche blos über ihre Privatangelegenheiten zu urtheilen im Stande sind.

Consequent urtheilen ist die größte Vollkommenheit des Vernunftgebrauchs.

Allgemeine Betrachtungen über die Gemüthskrankheiten.

Die Krankheiten des Gemüths sind Abweichungen von dem Zustande des Gemüths, welcher dem Menschen angemessen ist. Abweichung vom Gebrauche des Gemüths ist Abweichung von den ersten Gesetzen des menschlichen Verstandes. Die Grillenkrankheit, Hypochondrie, ist eigentlich ein körperliches Uebel, durch welches aber das Gemüth mit afficirt wird. Hypochondrie ist, psychologisch betrachtet, wenn der Mensch weiß, daß er sich selbst nicht besitzt, wenn er weiß, daß das Spiel seiner Einbildungskraft nicht regelmäßig ist, wenn er gern über seine Phantasie herrschen möchte, sich aber immer zu schwach dazu fühlt; es scheint zwar, als leide der Körper bei der Hypochondrie nicht, allein es muß doch in demselben etwas seyn, was aber der Hypochondrist nur im Gemüth empfindet.

Blödsinnigkeit, amentia, ist gleichsam eine Lähmung des Verstandes, welche bald am Gedächtnisse, bald an kurzer Uebersicht liegt.

Verrückung, dementia, betrifft bei Einigen mehr die

Imagination, den Sinn und die Einbildungskraft, bei Andern hingegen mehr den Verstand und die Vernunft. Liegt es an den erstern, so liegt es gemeinhin in dem sensorio communi, einem Organ des Gehirns, wo alle Eindrücke von sinnlichen Gegenständen zusammenkommen.

Trübsinnig ist der, welcher alles aus einem melancholischen Gesichtspuncte betrachtet.

Wahnsinn ist Störung des Gemüths in Betreff der Einbildungskraft; ist Wahnsinn aber noch mit Affect z. B. mit Zorn verbunden, so heißt er Tollheit.

Wahnwitz und Aberwitz sind Stöhrungen der obern Erkenntnißkräfte, und zwar der erstere der Urtheilskraft, und der andere der Vernunft. Er heißt darum Witz, weil der Mensch wirklich dabei viel Witz haben kann. Aberwitz besteht in der Annahme falscher Maximen der Vernunft, Wahnwitz aber in dem verkehrten Gebrauche des Verstandes.

Aberglaube ist mit Wahnwitz zu vergleichen, welcher in der wirklichen Annahme der Regeln besteht, die als Naturgesetze könnten angenommen werden, z. B. wenn sich jemand natürliche Begebenheiten als übernatürlich denkt; dem ungeachtet läßt sich bei einer solchen Annahme viel Verstand mit anbringen. Schwärmerei hingegen läßt sich sehr gut mit Aberwitz vergleichen, welcher annimmt, daß er für Gegenstände der bloßen Ideen auch einen Sinn habe, sie zu erkennen.

Ein Thor ist der, welcher in Sachen einen größern Werth setzt als ihnen zukommt; ein Narr aber der, welcher in sich selbst einen größern Werth setzt als ihm zukommt. Daher wird der Thor belacht, der Narr aber gehaßt; denn da er sich Andern vorzieht, so beleidigt er diese dadurch; also können alle Hochmüthige füglich Narren genannt werden.

Fehler, die wir selbst gestehen, machen uns bei

Andern nicht verhaßt. Ein Narr handelt allemal seiner Absicht zuwider; er ist desto närrischer, je mehr er Verstand hat.

Zum Probirstein der Wahrheit gehört nicht blos unser, sondern auch der Verstand Anderer. Wer blos allein urtheilen will, der heißt ein logischer Egoist und der ist schon gestöhrt.

Gestöhrtheit und Blödsinnigkeit pflanzen sich gleichsam erblich fort und entwickeln sich allemal erst mit dem Verstande des Menschen. Kleine Kinder sind noch nicht gestöhrt.

Vom Gebrauche der Erkenntniß.

Der Gemüthszustand, in welchem der Mensch unvermögend ist, auf einen Gegenstand, wegen einer Menge anderer dunkler Vorstellungen, aufmerksam zu seyn, heißt die Zerstreuung. Ihr wird die Gegenwart des Geistes, die Fassung des Gemüths entgegengesetzt, in welcher wir nach Belieben unsre Aufmerksamkeit auf die Dinge richten können.

Ein Mensch ist distrahirt und dissipirt, wenn sein Gemüth in dem Zustande ist, daß es auf keinen Gegenstand gehörig aufmerken kann. Dieser Zustand kann willkührlich seyn, wir können mit Fleiß unsre Aufmerksamkeit auf eine Sache nicht richten wollen, oder wir können unwillkührlich, wenn wir schon lange auf einen Gegenstand aufgemerkt haben und unsre Sinne dadurch geschwächt worden sind, von dem Gegenstande abgezogen werden; oder man kann sich auch dadurch dissipiren, wenn man seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand von ganz andrer Art richtet.

Man ist auch dissipirt, wenn man seine Aufmerksamkeit gern auf einen Gegenstand hinrichten wollte, aber nicht kann.

Menschen, die sich oft mit Fleiß zerstreuen, werden endlich habituel zerstreuet.

Der Zustand des Nichtdenkens ist eine Art von Erholung. Man kann seine Gedanken sammeln, wenn man aus einem großen Getümmel in die Einsamkeit geht. Ein jeder denkende Mensch muß wenigstens jeden Abend seine Gedanken sammeln. Reisen gehört mit zur Zerstreuung.

Volljährigkeit, Majorennität, heißt Angemessenheit zu den bürgerlichen Verhältnissen in Ansehung des Alters. Im civilen Verstande hängt die Majorennität von gewissen Jahren ab, im natürlichen aber kommt es blos auf die Fähigkeiten an, die jemand hat, sich selbst vorzustehen. Dies sollten nun von Rechts wegen alle Philosophen können, aber es findet sich höchst selten; denn die meisten haben nur theoretische Kenntnisse.

Eine selbstständige Vernunft heißt die, welche der Leitung eines andern nicht bedarf. Wenn man den Kopf, d. h. die Größe des Erkenntnißvermögens eines Menschen schätzen will, so muß man sie nicht nach dem Grade der Talente, sondern nach der Proportion derselben unter sich abschätzen; denn wer eine eingeschränkte Urtheilskraft und auch noch so viel Witz hat, verliehrt immer so viel an Witz als ihm an Urtheilskraft fehlt.

Verschiedene Köpfe sind in Ansehung der Objecte verschieden, so giebt es z. B. mathematische, critische, philosophische u. s. w. Köpfe. Ingenium empiricum ist das Talent, gute Beobachtungen machen zu können. Zum philosophischen Talent gehört das Vermögen der systematischen Verbindung. Zum poetischen Kopfe gehört eine schöpferische Einbildungskraft, doch so, daß sie in den Gränzen des Verstandes bleibt.

Wer viel Verstand und Erfahrung hat, kann leicht in die Zukunft sehen.

Ein critischer Kopf ist der, welcher das Vermögen hat, leicht Fehler zu bemerken; ein solcher Kopf setzt allemal viel Urtheilskraft und ein gutes Herz voraus.

Zu einem philosophischen Kopfe gehört als Grundlage, das Vermögen zu abstrahiren und die Liebe zur Weisheit, welche die Uebereinstimmung der Vernunft mit den letzten Zwecken der Menschheit ist.

Bei einem langsamen Kopf kann man leicht auf den Verdacht gerathen, es sey Blödigkeit, ungeachtet es oft die beste Anlage zur Gründlichkeit seyn kann.

Scharfsinnige Köpfe heißen die, welche immer viel Urtheilskraft haben. Bedient man sich des Ausdrucks, „das ist ein verständiger Mann", so will man sicher noch mehr als verständig sagen; dies pflegt man gewöhnlich bei den Leuten zu thun, welche sich mit Sachen nur in so fern beschäftigen als sie solche verstehen und genau zu unterscheiden wissen, worauf es bei einer Sache ankommt.

Die höchste Stufe des Talents ist Genie. Genie aber ist die Naturanlage zu erfinden; Talent die Naturanlage zu lehren, Naturell aber die Naturanlage zu lernen.

Unter Genie versteht man das Vermögen etwas zu erfinden, was wirklich gar nicht gelernt werden kann, z. B. alle schönen Künste. Dagegen können alle mechanischen Künste erlernt werden.

Genie ist die Originalität des Talents in Sachen des Geistes. So giebt es ein Talent des Virtuosen, des Meisters und des Dilettanten. Der Virtuose unterscheidet sich vom Meister dadurch, daß er ausführt, was dieser erfunden hat.

Genie kann auch die Eigenthümlichkeit des Geistes heißen; es ist das Princip des Belebens. Sachen des Geistes sind die Objecte der Imagination, welche wir uns als wirklich gegenwärtig vorstellen. Ein großer Mathematiker ist nicht Genie; denn seine Sache ist blos Sache der Vernunft und nicht Sache des Geistes. Die Imagination ist, wenn sie originell ist, allein Princip

des Belebens; Originalität in Ansehung der negativen Bedeutung, in so fern etwas nicht nachgeahmt werden kann; Originalität in Ansehung der affirmativen Bedeutung, in so fern etwas nachahmungswürdig ist.

Alle Nachahmung setzt Zwang voraus, giebt Beispiele und durch diese alsdann Regeln. Das Nachahmen ist die Hervorbringung eines Aehnlichen, ohne die Regeln zu wissen.

Zwang des Talents unter Anleitung einer Regel setzt immer die Genauigkeit derselben voraus. Von Producten des Geistes lassen sich aber keine Regeln geben. Unabhängigkeit vom Zwange ist nicht als Licenz anzusehen, die sich an gar keine Regel bindet, außer der Poesie, wo diese Unabhängigkeit Zwang heißt. Den bloßen Nachahmer nennt man Pinsel.

Genie wird blos zu der Geschicklichkeit erfordert, die nicht erlernt werden kann. Dasjenige aber, welches zuwege zu bringen man sich durch bloße Kenntniß der Regeln in Stand setzen kann, ist mechanische Production. Was Anlaß zu Regeln giebt, heißt Genie. Man kann oft die Regel von etwas wissen und es doch nicht hervorbringen. Bloße mechanische Geschicklichkeit ist die, welche durch Kenntniß der Regeln entsteht. Wer nach Regeln etwas macht, ist auch Nachahmer, besonders wenn Beispiele zu den Regeln gegeben sind. Genie ist das Talent, welches ohne Regeln und Beispiele Producte hervorbringt; diese Producte aber sind die freien Künste, welche sich wesentlich von den Lohnkünsten unterscheiden; das Wesentliche des Genies ist aber die schöpferische Einbildungskraft. Es ist das Talent, durch welches die Natur des Menschen der Kunst die Regel giebt.

Der mechanische Kopf befolgt genau die Regeln.

Es ist kein Geist im Menschen, der nicht von dem Schwunge herkommt, den man auch die lebendige Kraft

nennt. So ist es auch mit der schöpferischen Einbildungskraft. Oft glaubt man, Einer sey Genie, weil er die Regeln übertritt, das ist aber eben so lächerlich als wenn Einer Rauheit nachäfft, um original zu scheinen. Genies bringen nicht alle Vollkommenheiten mit auf die Welt, sondern müssen ihre Anlagen erst gehörig ausbilden. Verstand wird allemal vorausgesetzt, die Originalität aber beruht blos auf der Einbildungskraft. Bei der schöpferischen Einbildungskraft muß aber auch Urtheilskraft seyn, sonst ist sie Unsinn.

Genie bedeutet bei den Franzosen gewöhnlich Witz, manchmal aber auch Geist, welcher das Princip des Belebens ist. Alle Gemüthskräfte werden in Bewegung gesetzt, wenn die Einbildungskraft etwas belebt. Geist heißt das, wenn alle Gemüthskräfte harmonisch bewegt werden. Die Einbildungskraft muß durch den Verstand geleitet werden, aber nicht durch Regeln, sonst wäre sie nicht frei, wie z. B. beim Mathematiker; beim Genie aber ist die Einbildungskraft frei.

Geschmack ist das Vermögen der Beurtheilung der Uebereinstimmung des Verstandes mit der Einbildungskraft in ihrer Freiheit. Geist gehört zur Einbildungskraft, Geschmack zur Urtheilskraft.

Die Teutschen zeigen in allen ihren Producten des Geistes viel Urtheilskraft, es ist alles bei ihnen auf Regeln eingeschränkt, und die Einbildungskraft ist bei ihnen die Wurzel des Baums; bei den Italienern die Krone; bei den Engländern die Frucht; bei den Franzosen die Blüthe. Geist und Geschmack unterscheiden sich darinn, daß die Einbildungskraft bei dem Geschmacke dem Verstande nicht widerstreitet, beim Geiste aber, daß die Einbildungskraft mit dem Verstande übereinstimme und ihn belebe, bei beiden muß Freiheit der Einbildungskraft zum Grunde liegen. Geist ist wirklich eine

Art von Regelmäßigkeit. Dem Geist der Allgemeinheit ist der mikrologische Kopf entgegen gesetzt, der immer von den Theilen zum Ganzen, und nicht vom Ganzen zu den Theilen gelangen will. Die Subtilität des Kopfs hängt von dem Abstrakten ab, was nämlich die meiste Mühe macht und wenig Nutzen schafft.

Ein Avtodidaktos ist ein Schüler von sich selbst.

Frühzeitige Genies oder Köpfe sind solche, die mit geringer Mühe viel auswendig lernen können. Das Wandelbare ist dem Genie höchst nachtheilig. Unsere Schulen sind größtentheils für das Genie nachtheilig, weil in denselben alles einem gewissen Zwange unterworfen ist; so wie auch die Nachahmung und Phraseologie das Genie ganz verderben. Die Talente, die zur Natur gehören, scheinen oft natürliche Talente zu seyn.

Gewohnheit ist die Leichtigkeit im Handeln, ohne große Aufmerksamkeit darauf zu verwenden. Gewohnheit etwas zu dulden, hängt von der Leichtigkeit etwas zu erdulden ab, wenn es öfters vorkommt. Man hat nicht mehr acht auf Uebel, wenn man gewohnt ist, sich zu zerstreuen. Angewohnheit ist die Nothwendigkeit, auf gewisse Weise zu handeln oder zu empfinden. Eine Angewohnheit ziert keinen Menschen, demungeachtet haben die großen Genies größtentheils Angewohnheiten an sich; denn da sie ihre Achtsamkeit auf zu viele Gegenstände wenden, so übersehen sie hier und da Einen. Wer nach Gewohnheit handelt, handelt aus mechanischer Nothwendigkeit und nicht aus Freiheit.

Das Gefühl der Lust und Unlust oder das Gefühls- und Empfindungsvermögen.

Freundschaft auf Neigung und nicht auf Achtung gegründet, wird bald schaden. Die Vergnügungen des bloßen Genusses nutzen die Kräfte ab und schaden der Gesund-

heit; die Vergnügungen der Cultur aber erhöhen sie immer mehr und mehr. Hieher gehört der Luxus als Uebermaaß des Vergnügens, welches hier zugleich Cultur ist. Man könnte sagen, der Luxus sey ein entbehrlicher Aufwand, der weichlich macht; doch hat der englische Luxus diese letzte Eigenschaft nicht; denn der Engländer geht gern auf die Jagd und reitet gern; dies stärket vielmehr seine Kräfte. Durch Luxus macht ein Theil des gemeinen Wesens den Unterhalt dem andern Theile schwer. Das Princip der Stoiker: sustine et abstine, welches in der Entsagung des Vergnügens bestand, ist dem Princip der Epicuräer: die Tugend besteht in der Wollust, als dem Principe der Einladung zum Vergnügen, ganz entgegengesetzt. Wollust heißt aber hier nichts anders als das Vergnügen der Zufriedenheit mit sich selbst oder das jederzeit fröhliche Herz. Diejenigen, welche die Partei der Stoiker nahmen, zeigten eine gewisse Seelenstärke, welche man bei den Epicuräern nicht fand, weil diese zu sehr an Annehmlichkeiten gewöhnt waren, durch welche Heldentugenden nicht erzeugt werden können. Vergnügen und Schmerz können wir aus dem höhern Principe des Wohlgefallens und Mißfallens beurtheilen. Oft scheint es, als wenn der Mensch an Schmerz und Reue Vergnügen fände und übt dadurch gleichsam an sich selbst das Urtheil eines Richters aus. Die leere, fruchtlose Reue ist zweckwidrig, weil sie unsre Kräfte zu sehr angreift. Es giebt aber auch Vergnügungen, die wir obenhin billigen und Schmerz, den wir obenhin noch mißbilligen, man genießt aber einmal die Lust des Vergnügens, und dann noch das Vergnügen der Billigung desselben. Geld, was wir verdient haben, erfreuet uns weit mehr, als das, welches wir geerbt oder in der Lotterie gewonnen haben. Schmerz, den wir uns selbst verursacht haben, betrübt

weit mehr, als der, welchen uns Andre verursachen. Vorwürfe, die man seiner eignen Unvorsichtigkeit macht, haben viel Analogisches mit den Gewissensvorwürfen. Die Eigenliebe macht uns Vorwürfe nicht der Moralität, sondern der übeln Folgen wegen. Unschuldig leiden macht Schmerz, welcher entrüstet; schuldig leiden schlägt nieder, doch wird man über die Beleidigung, die jemandem wegen begangner Schuld zugefügt würde, nicht entrüstet seyn. Das Vergnügen der Menschen wächst auf zweierlei Art, theils wenn man den Schmerz dadurch lindert, daß man einsieht, der Schmerz hätte noch größer seyn können; theils wenn man Andere eben so, ja noch mehr leiden sieht. Man fühlt dagegen sein Leiden stärker, wenn die Gesellschaft, in der wir leben, froh ist. Elend ist eigentlich nur der, welcher selbst seine eigne Person verachten muß. Der Hypochondrische kann in Gesellschaft auch nach und nach vergnügt werden. Es steckt wirklich mit im Uebel, wenn man den Wetzstein des Unglücks schärft. Ein Mensch, der schon vieles überstanden hat, ist genugthuender für sich und Andere und hat gute Aussichten; da hingegen für einen, der beständig vergnügt und glücklich gelebt hat, die Aussichten schlecht sind; denn er ist auf künftige Uebel nicht vorbereitet.

Gefühl ist blos subjective innere Empfindung, wodurch wir nichts an dem Subjecte erkennen und ist von Sinn und Empfindung unterschieden. Einige subjective Empfindungen können von der Art seyn, daß wir doch einen Begriff von dem Gegenstande haben. Auf drei Arten können wir Lust und Unlust empfinden, nämlich, das Schöne ist für die Einbildungskraft, das Angenehme für den Sinn und das Gute für die Vernunft. Der Geschmack unterscheidet das Schöne und Häßliche. Das Vergnügen ist die Lust an der Existenz eines Ge-

genstandes. Nun hat man entweder ein contemplatives Wohlgefallen ohne Interesse oder ein praktisches Wohlgefallen an einem Gegenstande. Der Schmerz ist die Unlust an der Existenz eines Gegenstandes. Die Lust, in so fern sie von dem Sinne abhängt, heißt Vergnügen. Das Vergnügen ist das Gefühl der Beförderung des Lebens; der Schmerz das Gefühl der Hemmung desselben. Jede Empfindung, welche uns unmittelbar nöthigt, aus diesem Zustande, worinn wir uns befinden, herauszugehen, ist unangenehm.

Ob das Vergnügen unabhängig vom Schmerze sey oder der Schmerz unmittelbar vor dem Vergnügen hergehen müsse, läßt sich aus folgendem Raisonnement ersehen: der Begriff des Gefühls der Beförderung des Lebens setzt allemal ein Gefühl der Hemmung desselben voraus, welches gehoben werden muß. Der Mensch fühlt sein Leben gar nicht, er lebt aber, um zu fühlen. Der Stachel, der uns treibt, aus dem gegenwärtigen Zustande in einen andern hinüber zu gehen, ist der Schmerz. Das Vergnügen genießt man alsdann erst, wenn der Schmerz vorhergegangen ist. Da wir nun ganz unwillkührlich beständig Mittel suchen, das Leben so geschwind als möglich hinzubringen, so folgt daraus, daß dasselbe eine zusammenhängende Kette von Schmerz seyn müsse. Wenn das Vergnügen also darinn besteht, es dahin zu bringen, daß der Schmerz aufhöre, so kann das Vergnügen nicht fortdauernd seyn, weil es vom Schmerze immer wieder unterbrochen werden muß; man kann also nie mehr Vergnügen als Schmerz, aber wohl mehr Schmerz als Vergnügen haben. Das ist die beste Art des Genusses des Vergnügens, wo wir solche Mittel zur Hebung unsers Schmerzes anwenden, die wir am meisten in unserer Gewalt haben. Sich seines Lebens bewußt zu werden, ist kein anderes Mittel, als thä-

tig zu seyn. Gleichgültig ist der, bei dem ein Grad von Fühllosigkeit statt findet, den nichts afficirt. Gleichmüthig ist der, welcher durch physische Gegenstände nicht verändert wird.

Die Zufriedenheit ist der Hauptzweck, welcher durch keinen Zuwachs und durch keine Verminderung aufgehoben werden kann.

Das Leben scheint uns glücklich, wenn es sich glücklich geendigt hat. Menschen, die sich kindisch über gute Glücksvorfälle freuen, verachten wir, und den Menschen, der sich über böse Vorfälle zu sehr betrübt, nennen wir weibisch. Es wird also vorausgesetzt, daß jeder Mensch einen gewissen Vorrath von Zufriedenheit haben müsse. Daher findet man wohl zufriedene, aber nirgends glückselige Leute. Alle Uebel in der Welt lassen sich aber ertragen und Trostlosigkeit über dieselben hängt blos von der Einbildungskraft ab. Zur Zufriedenheit gehört durchaus, daß die Menschen sich selbst nichts vorwerfen dürfen. Launisch ist der, dessen Meinung von seiner Glückseligkeit wandelbar ist.

Original zu seyn in Ansehung der Lustigkeit besteht darinn, daß man an etwas Vergnügen findet, worin es Andre gar nicht suchen; dies heißt auch gute Laune haben.

Empfindsamkeit ist ein Vermögen, welches das Gefühl zu einer gewissen Reizbarkeit zu bestimmen veranlaßt. Empfindlichkeit ist das Gefühl, das reizbar ist, ohne das Vermögen, sie den Gegenständen angemessen zu machen und ist eigentlich Verzärtelung des Gefühls, schwache Empfindsamkeit. Man findet sehr häufig Leute, die mit dem Scheine einer theilnehmenden Empfindung pralen und die Rolle des Empfindsamen spielen. Mit guter Laune kann man viele gesellschaftliche Beschwerden übernehmen, eben so kann man mit derselben das Laster tadeln, da Spott oft mehr als heftiger, im

Zorn geäußerter Tadel auf den Lasterhaften wirkt; denn das Gemüth fühlt sich selbst unglücklich, wenn es Andere hassen muß.

Tugend und Frömmigkeit kann sehr wohl mit guter Laune bestehen. Etwas zu Herzen nehmen, heißt etwas als einen Gegenstand unserer angelegensten Zwecke betrachten, als ob es unsere eigne Glückseligkeit beträfe.

Ein eitler Mensch nimmt nichts zu Herzen, ein Leichtsinniger ist wohl von seinen Fehlern überzeugt, bereuet sie aufrichtig, kann aber keine festen Entschlüsse fassen, also auch nichts zu Herzen nehmen.

Sich etwas zu Gemüthe ziehen, betrifft das Aufnehmen in das innere Princip der Unzufriedenheit, dies setzt allemal Betrübniß voraus über das Bewußtseyn, daß man sich unglücklich, elend und hülflos findet; man sieht keine Zufriedenheit mehr voraus. Physische Uebel sollen wir uns nicht zu Gemüthe ziehen; denn davon hängt unsere Stärke des Geistes ab. Sich etwas zu Gemüthe ziehen, heißt sich der Freuden unfähig machen. Auch moralische Uebel sollen wir uns nicht zu Gemüthe ziehen; denn der Gram, welcher die Lust zum Leben verbittert, kann das Böse nicht ersetzen, was diese Uebel verursachen. Qual, Thränen u. dergl. über moralische Vergehen bessern nicht, sondern allein Aenderung der Lebensart. Die Summe der Vergnügungen zu vervielfältigen besteht darin, daß man es so einrichte, daß die Vergnügungen immer höher steigen können. Das Quantum der Vergnügungen hat seine Gränzen; um diese also spät zu erreichen, muß man in der Jugend schon anfangen, sich viele Vergnügungen zu versagen. Die meisten Vergnügungen sind in der Aussicht schöner als in dem Genusse. Die Vergnügungen, welche

aus den schönen Künsten und Wissenschaften entstehen, machen uns immer größerer Vergnügungen fähig.

Das Kapitel von der Lust und Unlust betrachtet blos das Angenehme und Unangehme. Was durch bloße Begriffe gefällt, nennt man gut. Dasjenige, dessen Daseyn gefällt oder mißfällt, ist interessant. Was in der bloßen Beurtheilung ohne zu interessiren gefällt, nennen wir schön; so können z. B. der Ausputz eines Zimmers, Früchte und Blumen von Porzellan gefallen, ohne zu interessiren; dies nennt man auch Geschmack woran finden.

Der Geschmack ist das Vermögen, durch den Sinn ein Wohlgefallen ohne Interesse zu finden. Die Denkungsart ist das, wodurch der Mensch durch bloße Begriffe an etwas Wohlgefallen findet. Von den Gegenständen, die ich angenehm finde, beziehe ich das Gefühl blos auf mich, von denen, die man schön findet, aufs Allgemeine. Das Allgemeine eines Gefühls des Wohlgefallens ist Geschmack; dies Wohlgefallen muß aber auf Gründen beruhen, welche für jedermann gelten. Schönheit kann kein Wohlgefallen seyn, was sich bei unvernünftigen Thieren findet.

Jedes Geschmacksurtheil hat einen Grund a priori und kann nicht aus Erfahrung abgeleitet werden. Durch Sehen vieler schönen Gegenstände bringen wir Andern die Regeln des Geschmacks nicht bei. Erlernter Geschmack ist von dem Beifallgeben Anderer entstanden. Wir würden nie Urtheilskraft haben, wenn wir sie nicht an Gegenständen versuchten. Der Grund a priori aber liegt in der Anlage zur Moralität in unserm Subjecte, welche macht, daß alle Menschen an dieser oder jener Sache ein Gefallen finden müssen. Der wahre und ächte Geschmack ist unzertrennlich vom moralischen Gefühle; das Schöne muß nicht prahlerisch, nicht prunk-

voll, nicht keck und kühn seyn. In Ansehung des Aesthetischen muß blos durch Einbildungskraft ein Wohlgefallen erregt werden.

Beim Geschmacke giebt es kein Interesse am Gegenstande; denn das, was schön ist, kann uns ganz gleichgültig seyn.

Nicht bei allen Sachen kommt es darauf an, ob sie uns gefallen, sondern ob sie uns interessiren. Der Grund des Urtheils des Geschmacks ist nicht objectiv. Zwischen dem Geschmacke im allgemeinen Sinne des Worts und zwischen dem Organe ist folgender Unterschied: wir unterscheiden nämlich Dinge, welche den Appetit und Dinge, welche den Geschmack befriedigen, die man aber gänzlich entbehren könnte und die blos zur Unterhaltung und Verlängerung der Gesellschaft dienen.

Rührung ist Beförderung des Lebens, die aus vorhergegangener Hemmung desselben entstanden ist. Reiz ist eine unmittelbare Beförderung des Lebens. Das Wohlgefallen muß in der Reflexion bestehen. Alle gute Handlungen verlieren von ihrem Werthe, wenn sie zu sehr gepriesen werden. Geschmack und Neigung kann wirklich da angetroffen werden, wo gar kein Geschmack ist; sie sind nicht immer rühmlich, dagegen ist das Geschmacksurtheil desto besser.

Der Luxus ist ein entbehrlicher Aufwand, mit Geschmack verbunden; der Aufwand ohne Geschmack heißt luxuries. Der fastus, das Ueberladene besonders im Oriente zeigt falschen Geschmack. Der Mangel an Geschmack ist größtentheils mit dem Mangel an Umgangseigenschaften verbunden. Daß in unsern jetzigen Republiken der Geschmack nicht herrscht, welchen man in den alten griechischen Republiken antraf, kommt daher,

weil in den neuern nur immer die Vornehmern, in den alten aber jeder Bürger cultivirt war.

Geschmack trifft man jetzt nur an Höfen an, wo viel Luxus und Eitelkeit herrscht. Wer modisch in seiner Wahl ist, zeigt just nicht Geschmack, sondern blos Geselligkeit; denn die Veränderlichkeit macht blos, daß die Sache anders, nicht immer, daß sie besser sey.

Classisch heißt, was beständig, was Jahrhunderte hindurch gefällt. Der ächte Geschmack bedarf Muster, welche dazu dienen, daß er in der Folge ausdauert.

Das Begehrungsvermögen.

Das Begehrungsvermögen ist das Vermögen eines Wesens, durch Vorstellungen Ursache dieser Vorstellungen zu werden. Die verschiednen Stufen des Begehrungsvermögens sind Hang, Instinkt, Neigung und Leidenschaft.

Hang ist das Subject, welches den Grund der Möglichkeit gewisser Begierden enthält; so haben z. B. alle rohen Menschen einen Hang sich zu berauschen, alle Mädchen einen Hang zum Putze und zur Eitelkeit.

Instinkt ist blinde Begierde, Begierde ohne Kenntniß des Gegenstandes.

Neigung ist eine habituelle Begierde, welche eine subjective Nothwendigkeit enthält, die theils durch öftere Befriedigung der Begierde erzeugt, theils angeboren seyn kann.

Leidenschaft ist die Neigung, welche uns unvermögend macht, den Gegenstand der Neigung mit der Summe andrer Neigungen zu vergleichen. Leidenschaft hat eine besondere Analogie mit den Affecten, welche zum Gefühle der Lust und Unlust gehören, so wie die Leidenschaft zum Begehrungsvermögen gehört. Schrecken, Schaam, Furcht, Zorn sind nicht Leidenschaften, sondern Affec-

ten. Affect nennt man auch Gemüthsbewegung, welches aber die Leidenschaft nicht ist, sondern diese besteht vielmehr in einer brütenden, an einen Gegenstand gehefteten Neigung, welche das Gemüth gleichsam fesselt, erstarrend macht, aber gar nicht bewegt. Das Gemüth außer Fassung bringen, ist Affect. Dieser ist gleichsam ein durch einen Damm plötzlich brechender Strom, Leidenschaft aber hat ihre dauernden Quellen. Was der Affect nicht in der Geschwindigkeit thut, das führt er gar nicht aus. Gehemmte Leidenschaft wird immer stärker. Wo viel Affect ist, da ist wenig Leidenschaft; dagegen wo viel Leidenschaft ist, da ist wenig Affect. Bei Einwurzelung einer Leidenschaft kann jemand planmäßig zu Werke gehen. Wer einmal schon Affecten unterworfen ist, der kann schwer davon los kommen. Betrübt kann jemand über das Leiden einer Person seyn, die er liebt, nur muß die Betrübniß nicht in Trauern oder Gram übergehen. Affecten machen, daß Theile oft das Ganze überwiegen. Affect beweiset Mangel an Vernunftherrschaft. Gerührt muß der seyn, der rühren will, aber nicht mit Affect. Die größten Dichter sind eben gegen die Gedichte am gleichgültigsten.

Die französische Nation ist so glücklich, sich in die Situationen Andrer versetzen zu können, z. B. klagen ohne traurig, rühren ohne gerührt zu seyn u. s. w. Wenn ein Mensch wirklich in Affect ist, so setzt er gewöhnlich Andre auch in Affect. Das Gemüth fühlt sich nur in einer einzigen Empfindung. Daß der Mensch es bis zum Affecte kommen läßt, ist tadelhaft, daß er aber im Affect dieses oder jenes begeht, kann nicht getadelt werden.

Die Natur hat uns den Hang zu den Affecten provisorisch gegeben, nicht etwa, daß wir uns bei Entwickelung der Vernunft denselben auch nachher überlassen sol-

len, z. B. den Trieb zur Erhaltung des Lebens und der Freiheit, den Geschlechtstrieb ꝛc.

Je höher der Gegenstand, desto schädlicher ist Affect dabei. Dem Affecte ist Gleichmüthigkeit als ein Gegengewicht der Empfindung entgegengesetzt. Seiner immer selbst mächtig zu seyn, ist ein großes Talent. Wenn wir manchmal nicht umhin können, in die größte Empfindung gesetzt zu werden, so ist es doch immer sehr gut, sich zu fassen.

Eine Art von Gleichmüthigkeit kann dem Menschen nicht zur Ehre gereichen, wenn er zu wenig Empfindung hat, um von etwas gereizt zu werden. Alle Affecten gehen auf den gegenwärtigen Gegenstand ob futura consequentia. Hoffnung und Furcht sind nicht immer Affecten; Selbstgenügsamkeit eines Menschen, in so fern er rechtschaffen denkt.

Wer sich mit Hoffnung nährt und mit Furcht plagt, ist ein Thor, weil gewöhnlich die Folgen der Erwartung nicht entsprechen. Hoffnung kann in so fern muthig seyn, als sie auch mit dem Fehlschlagen zufrieden ist, eben so auch Furcht. Hoffnung und Furcht nähren, ist weibisch. Muß man einen Menschen schon durch Hoffnungen aufrecht zu erhalten suchen, so ist es für ihn alsdann desto schlimmer, wenn er sich in seinen Hoffnungen betrogen findet. Affect würde also nicht Betrübniß, sondern Traurigkeit seyn. Betrübniß aber ist ein Ereigniß im Gemüth, worüber man Schmerz empfindet. Traurig seyn besteht aber darinnen, daß man sich für unglücklich hält, weil man den Schmerz fühlt.

Man ist froh, daß man einer Gefahr entgangen ist, daß man eine Arbeit zurückgelegt hat. Affect ist eine solche Gemüthsbewegung, welche macht, daß der Mensch sich nicht selbst beherrschen kann; der Grund davon ist die Einbildungskraft, in so fern sich etwas auf das Zukünftige bezieht. Man hat wenige Beispiele, daß

Menschen vor Betrübniß, wohl aber viele, daß Menschen vor Freude gestorben sind.

Der Glückliche hoffet und fürchtet nicht mit Affect. Die Zufriedenheit mit seinem Stande zieht allemal das Seyn dem Nichtseyn vor, ungeachtet ihm noch vieles fehlen kann. Man kann vieles wünschen, aber auch vieles entbehren, man muß allem Vergnügen die Entbehrlichkeit vorbehalten und bei jedem Uebel, das uns bevorsteht, bei Zeiten an die Ertragung denken. Unglück besteht in dem Widerwillen gegen seine Existenz.

Mancher Mensch findet ein Vergnügen daran, sich selbst zu quälen, zu grämen und zu trauern.

Hoffnung wird dem Menschen, wenn er sich an sonst nichts halten kann, eine schwache Stütze; daher rechnet auch der klügste Theil der Menschen sehr wenig auf Hoffnungen; Schwache hingegen hoffen alles, wenn es auch sogar Unmöglichkeiten wären. Alle Hoffnungen machen aber feig. Es ist also immer besser, sich die Uebel größer vorzustellen, als sie sind. Niedergeschlagenheit ist eine Betrübniß, die uns unsern Zustand als ein Unglück vorstellt, welches wir weder ertragen noch abwenden würden. Der Mensch, der gegen jedes Uebel muthig und sich keines Unrechts bewußt ist, kann nie niedergeschlagen werden.

Man hat eine zwiefache Art von Verzweifelung, nämlich die muthige und die zaghafte; jene entsteht aus dem Unwillen über sein Schicksal, diese aus der Zaghaftigkeit, daß man das Uebel nicht werde ertragen können.

Schwermüthige Verzweifelung entsteht aus Gram; wilde Verzweifelung aus Entrüstung, aus Ungeduld über sein widriges Schicksal und ist gewöhnlich mit dem Vorsatze, sein Leben aufzuopfern, verbunden. Der Mensch, dessen Leben gar keinen großen Werth hat, setzt gewöhnlich selbst einen sehr großen Werth darauf,

und so umgekehrt. Furcht läßt sich oft durch Scherz brechen, ausgenommen diejenige, welche aus Aberglauben entstanden ist. Der Mensch, der sich selbst unglücklich glaubt, der durch Uebel niedergeschlagen ist, hat kein Wohlgefallen an der Freude Anderer, und ist in so fern boshaft, als er sich nur da freuet, wenn Andere auch leiden. Angst, Bangigkeit und Grauen sind Grade der Furcht. Grauen ist die Furcht vor dem ersten Anfange des Uebels. Muth und Herzhaftigkeit beziehen sich auf drohende Uebel. Der Herzhafte erschrickt nicht, der Muthige weicht nicht und hat es auf die Dauer angesehen. Jener ist eine Eigenschaft des Temperaments, diese des Charakters. Herzhaftigkeit ist der Schüchternheit entgegen gesetzt, so wie Muth der Zaghaftigkeit. Schändliche Zaghaftigkeit ist Feigheit. Ein Poltron ist eigentlich Einer, der sich den Daumen abgehauen hat, um nicht dienen zu dürfen. Der Muth ist der ächte, der ohne Affect ist. Es hat noch niemals einen herzhaften braven Mann gegeben, der nicht manchmal zaghaft gewesen wäre. Die Verzweifelung der wilden Americaner besteht gewöhnlich darin, daß sie die Waffen wegwerfen und sich freiwillig ermorden lassen.

Zorn findet beim Muthe statt; jener ist ein rüstiger, die Schaam ein niederschlagender Affect. Mitleiden ist ein schmerzhafter Affect, welcher die Kräfte erschlaffet. Aerger ist eine innere Kränkung, mit dem Bewußtseyn seines Unvermögens, seinen Unwillen ausbrechen zu lassen, verbunden. Zorn ist eine innere Kränkung, wo man Andern seinen Unwillen fühlen läßt. Wer beim Zorne blaß wird, der ist in Bereitschaft loszuschlagen; denn er fürchtet die Gefahr und das Unglück, welches daraus entstehen wird; wer aber im Zorn roth wird, der schämt und ärgert sich, daß er an Andern nicht gleichsam seinen Zorn auslassen kann, er trägt ihn aber nach; denn er haßt sie wegen der ihm

zugefügten Beleidigung. Verschluckter Zorn wird Aerger, und ist allemal der Gesundheit nachtheilig. Haß ist ein Widerwille gegen Andere, welcher habituel ist, und ist also Leidenschaft. Ein Zorn, der seinen Zweck nicht erreicht hat, bringt Haß hervor. Der geistliche Haß ist der unversöhnlichste, nach ihm kommt der Haß der Frauenzimmer. Der geistige Vorzug kann nicht erzwungen, sondern muß freiwillig zugestanden werden. Wir sympatisiren mit einigen Affecten, z. B. mit Trauren, Schmerz, aber mit Zorn und Neid sympatisiren wir nicht, und zwar aus folgendem Grunde, weil Traurigkeit nicht der Moralität der Menschen so zuwider ist, wie Zorn und Neid. Bewunderung ist Fortdauer der Verwunderung. Anfang der Befremdung aber ist Verwunderung. Wenn wir über einen Gegenstand reflectiren, und immer noch mehreres unbekanntes daran finden, so bewundern wir den Gegenstand, z. B. so können wir die Eigenschaften des Magnets bewundern, weil je mehr wir reflectiren, desto weniger begreifen wir, wie dies zugeht. Der thätigste unter allen Affecten ist die Schaam. Blödigkeit ist das Bewußtseyn, daß man sich nicht zu benehmen wisse, daß man nicht gefalle ꝛc. Schaam bringt aus aller Fassung, man thut in derselben gerade das, was man nicht thun wollte. Schreck, Zorn und Schaam sind von der Art, daß man der mit ihnen verknüpften Gefahr nicht entgeht, sondern ihr unterliegt (oder Schreck, Zorn und Schaam sind Affecten des Schmerzes, welche sich unfähig machen, den Affect abzuwenden). Der Zornige und der Blöde sind immer mit sich selbst unzufrieden. Der Blödigkeit ist die Freimüthigkeit entgegen gesetzt, welche in der Tugend besteht, daß man von Andern keine Verachtung besorgt. Das Widerspiel von der Blödigkeit ist die Dreustigkeit oder das unbescheidene Zutrauen einer Selbstzufriedenheit, welchem an dem Urtheile Andrer nichts gelegen ist. Lachen

und Weinen sind zwei Affecte, welche das Gemüth nur oberflächlich berühren. Lachen besteht aber in einer plötzlichen Verwandelung einer gespannten Erwartung in nichts; je plötzlicher, desto lächerlicher. Wer leicht lacht, ist ein Geck; wer gern lacht, ist nicht zu tadeln. Etwas erfinden, was andere zum Lachen macht, ist so leicht nicht. Das Lachen ist gutartig, wenn der, über den man lacht, mit lachen kann. Beim Lachen stößt man viel Luft aus, beim Weinen zieht man viel Luft ein. Weinen ist Wehmuth aus dem Unvermögen, ein Uebel zu heben. Großmuth und Dankbarkeit reitzen zu Thränen.

Der Affect ist ein Gefühl, welches das Gemüth des Menschen außer Stand setzt, nach Begriffen zu urtheilen. Leidenschaft ist eine Neigung, welche das Gemüth außer Stand setzt, nach Grundsätzen zu handeln, eine fortdauernde Begierde. Leute, die oft Affecten unterworfen sind, sind gewöhnlich gute ehrliche Leute, nur sind sie sehr schwach; die Leidenschaftlichen haben aber etwas Bösartiges an sich. Affect ist ein fieberhafter Anfall, Leidenschaft aber eine eingewurzelte Pest. Affect kann wohl großen Schaden anrichten, Leidenschaft aber macht unausbleiblich unglücklich.

Die Neigung zur Freiheit ist von Natur unter allen die größte. Freiheit allein kann den Handlungen der Menschen einen Werth geben. Es ist ein großes Kunststück, sich selbst aus dem Principe der Freiheit einen Zwang aufzulegen, in so fern die Freiheit eines jeden nicht mit der Freiheit Anderer bestehen kann. Die Unabhängigkeit der Freiheit ist aber auch sehr oft Neigung zur Faulheit; daher kommt es denn auch, daß alle faule Leute sich vornehm dünken, weil sie nicht zur Arbeit gezwungen werden. Bei der Nation, wo viel Faulheit herrscht, ist wenig Unterwürfigkeit. Der Tunguse verachtet die Viehzucht, der Tatar den Ackerbau, der Russe die Manufacturen. Kindern muß man immer das Be=

wußtseyn der Freiheit lassen, in so fern sie Andern nicht dadurch schaden. Regierungen werden schlecht verwaltet, wo die Unterthanen nicht einmal einen Begriff von Freiheit haben. Mundus regitur opinionibus, bleibt immer ein sehr wahres und gutes Regierungsprincip.

Faulheit kann zwiefach seyn, entweder die träge, welche einen Abscheu gegen den Gebrauch der Kräfte hat, entweder aus Mangel derselben oder aus Ungewohnheit, sie zu gebrauchen; oder die üppige, welche sich zwar immer beschäfftigt, aber blos um sich zu vergnügen; denn arbeiten heißt sich mit Beschwerde beschäfftigen, um einen künftigen Vortheil zu erreichen. Faulheit ist immer etwas Schimpfliches, weil wir durch sie den Zweck unsers Daseyns verfehlen.

Es giebt dreierlei Arten seine Neigungen zu befriedigen, und um Einfluß auf Menschen zu bekommen, durch Ehre, durch Gewalt und durch Geld. Die Triebfedern der Ehre sind bei weitem nicht so stark als die der Furcht, und lassen wir Ansprüche auf Ehre merken, so werden wir nur Andere damit beleidigen; denn die Menschen sind zwar ehrsüchtig, aber doch noch mehr herrschsüchtig. Unter allen obigen Mitteln, seine Absichten zu erreichen, ist Geld das vorzüglichste. Wer das Geld leidenschaftlich liebt, ist niederträchtig; denn je mehr man Geld hat, desto weniger braucht man andere Eigenschaften zu besitzen, welche uns einigen Werth geben könnten. Die Geldbegierde bekommt ihren Namen nicht von dem Zwecke, sondern von den Mitteln.

Wahn ist eine jede Illusion; und die Neigungen des Wahns sind solche, wo man blos Mittel will, ohne einen Zweck zu haben. Die Neigungen des Wahns können am schwersten gehoben werden. Ehrsucht ist, wo jemand die Ehre zur Leidenschaft ohne Zweck macht. Herrschsucht kann nie eine Befriedigung gewähren, welche den Bemühungen des Herrschsüchtigen entspräche. Hab=

sucht ist auch eine Neigung des Wahns, wenn einer lediglich auf den Besitz der Güter als der Mittel geht, ohne zu wissen, ob er je davon werde Gebrauch machen können. Neigungen von dieser Art können zu den heftigsten Leidenschaften werden.

Neigungen können aber zwiefach seyn, entweder zu genießen oder zu handeln. Bei Einigen herrscht die Neigung zu handeln, welche in der Neigung zur Arbeit oder zum Spiele besteht, zum letztern gehören Gesellschaften, Musik, Tanz u. s. w. Bei Andern herrscht die Neigung zu genießen, wozu auch die Faulheit gehört.

Die Neigung zum Leben und zum Geschlechte sind die beiden Neigungen, welche die Natur in uns gelegt hat und welche nie ausgerottet werden können. Es giebt gewisse Juristen, welche die Neigung zum Geschlechte verwerfen; so giebt es auch Phantasten, welche die Neigung zum Leben mißbilligen. Mit der Liebe zum Geschlechte kann man prahlen, aber nicht mit der Liebe zum Leben. Der Würde des Lebens kann man sich nur allein selbst berauben. So lange der Mensch lebt, kann er immer etwas thun, was der Menschheit Ehre macht. Geschlechtsliebe kann angesehen werden als bloße Neigung des Genusses oder als Neigung der Hochachtung. Geschlechtsneigung nennt man auch Liebe, weil die Natur in uns den thierischen Genuß mit dem moralischen der Liebe verknüpft hat. Die Liebe kann so verfeinert werden, daß sie den ausgebreitetsten Vortheil schafft. Außer diesen giebt es noch andere Neigungen, welche zum Umgange gehören. Gesellig seyn ist Pflicht. Gesellschaftlich seyn ist schon ein Fehler. So ist es unter andern wunderbar, daß alle Völker, ja sogar die unkultivirtesten, eine Neigung zum Spiele haben, welche bei den Chinesen am stärksten ist. Daß Spiel Leidenschaft ist, kann gar nicht bestritten werden. Das Vergnügen beim Spiele besteht in der Abwechslung der

Affecten, als Furcht, Hoffnung, Freude rc. Faulheit, Falschheit und Feigheit sind drei unentbehrliche Laster. Feigheit ist in diesem Sinne Schüchternheit, das Leben zu verlieren; sollte man sie entbehren, so müßte man dem Menschen erst die Bosheit nehmen, sonst würde Kühnheit mit Stärke verknüpft das ganze Menschengeschlecht aufreiben. Faulheit, als Gegengewicht eines übertriebenen Fleißes, ist auch ein sehr nothwendiges Uebel; denn wenn Menschen unermüdet fortarbeiteten, so würden sie sich endlich selbst aufreiben. Falschheit, welche auf der Besorgniß, daß Andre über uns die Oberhand bekommen möchten, beruht, muß, um dieß zu vermeiden, alle Schwächen zu verstecken, und Andere von dem und jenem, was ihnen schaden könnte, durch List abzubringen suchen. Sittsamkeit ist Schein der sittlichen Reinigkeit, welche die Achtung Anderer verdient; wäre dieser Schein nicht, so würde kein Mensch mehr an Niederträchtigkeiten Anstoß nehmen und sich selbst nicht mehr schämen. Die Neigung des Scheins hat den Nutzen, viele Laster zu unterdrücken. Wenn wir die Menschen nach ihrer Natur ohne Schein nehmen und uns auf die Aufrichtigkeit eines jeden verlassen könnten, der Mensch aber alle übrigen Leidenschaften dabei behielte, so würde daraus das größte Unglück für die menschliche Gesellschaft entstehen, welches die Falschheit, wenn sie da ist, abwendet. Die Natur wollte, daß gewisse Zwecke mit Anspannung aller Kräfte erreicht würden.

Das, was unsre Neigungen unterhält und uns mit denselben spielen läßt, finden wir im Umgange; denn die Gesellschaft dient dazu, den Menschen zu beleben und seine Neigungen zu unterhalten, ohne sie in Leidenschaften ausarten zu lassen. In der bürgerlichen Gesellschaft ist alles auf Befriedigung der Eigenliebe und des Nuzzens angesehen; im gesellschaftlichen Umgange aber wollen wir blos für Andre zu wirken scheinen. Gesellschaft

und Umgang bilden den Menschen und unterhalten seine Gemüthskräfte; in ihnen kann das Gemüth bewegt, aber auch in Ruhe seyn. Durch dieses freie Spiel der Affecten wird alle Einwurzelung der Affecten verhütet. Aller Umgang aber besteht entweder in Gespräch, oder Spiel d. h. in sprachloser Unterhaltung, als in Musik, Tanz oder in dem eigentlichen Spiele. Das Gespräch, die nützlichste Unterhaltung, erschöpft sich endlich. Musik ist eigentlich nicht gesellschaftliche Unterhaltung, weil nicht jeder zur Unterhaltung des Andern etwas beiträgt. Das eigentliche Spiel aber kann die meiste Unterhaltung geben. Im Umgange muß eigentlich jeder scheinen, sich nicht etwa selbst, sondern blos Andere unterhalten zu wollen; so muß er auch beständig Andern Gelegenheit geben, sich zu ihrem Vortheile zu zeigen, und man glänzt sicher in den Augen der Andern am meisten, wenn man ihnen Gelegenheit giebt, selbst zu glänzen. Beim eigentlichen Spiele sucht man das Interesse darinn, daß der Eine etwas gewinnt, der Andere aber etwas verliert, sollte dieß auch blos die Ehre seyn. Spiel ist eine Beschäftigung, die durch sich selbst vergnügt; das Vergnügen beim Spiele besteht in dem großen Wechsel der Affecten, wobei der menschliche Körper heftig afficirt wird. Das Spiel um so viel Geld, als man wohl manchmal entbehren kann, ist eine Convention des Eigennutzes, welche jedoch mit allen Aeußerungen der Theilnehmung an dem Vergnügen Anderer bestehen kann; es muß dabei aber allemal das gesellschaftlichste Betragen angenommen werden.

Moralität des Spiels. Es ist einmal die Art der Moralität, Gegenstände aufzusuchen, wobei wir unsere Affecten unterdrücken lernen. Das Spiel aber hält wirklich unsere Affecten an, sowohl übertriebene Freude als allzu heftigen Schmerz; es ist die stärkste Uebung

der Macht über uns selbst und unterhält unter allem übrigen am längsten.

In England sind Thee- und Kamin-Gesellschaften, welche letztere durch die Kälte veranlaßt werden, häufig Mode; es wird auch überhaupt in England mehr Thee getrunken, als in allen übrigen Theilen Europa's zusammengenommen. Gewöhnlich verbindet man Genuß mit Unterhaltung, wo sich denn unter andern die Mahlzeit am Vorzüglichsten auszeichnet. Das Absurdeste bei Mahlzeiten ist die Tafelmusik. Ein Gelag nennt man eine so große Gesellschaft, worin man sich nicht allgemein unterhalten kann, sondern sich wieder in kleinere Zirkel theilen muß. Eine Tischgesellschaft muß nie aus mehr als neun und nie aus weniger als aus drei Personen bestehen. Aus Gesellschaften kommt man allemal gebildeter und erfahrner zurück, als man hineingegangen ist. Die Unterhaltung kann nun aber bestehen im Erzählen, Raisonniren und Scherzen. Gewöhnlich erzählt man zuerst Stadt- und Staatsneuigkeiten, welche zum Raisonnement Anlaß geben; beim Raisonniren fängt nun schon eine Art von Wettstreit an, welcher zur Hitze verleitet; dieß befördert aber außerordentlich die Verdauung, nur muß die Hitze nie beleidigend, das Raisonniren nie Geschäft werden, sondern blos Spiel bleiben. Das Raisonniren kann sehr lange unterhalten, so bald es aber Geschäft wird, weicht es von seinem Zwecke ab. Es folgt dann gewöhnlich der Scherz, der aber nie absichtlich, noch viel weniger Geschäft seyn muß. Es ist nothwendig, daß jeder in der Gesellschaft dem Andern Anlaß giebt, etwas zur Unterhaltung des Ganzen beizutragen. Je länger das Stillschweigen in einer Gesellschaft dauert, desto furchtsamer wird man, es aufzuheben. Rechthaberei kann in Gesellschaften leicht in Affect übergehen; doch kommt es hier nicht sowohl auf den Inhalt des Widerspruches,

als auf den Ton an, in welchem etwas gesagt wird; denn es kann ein Mensch in Rücksicht des Inhalts, aber nicht in Rücksicht des Tons recht haben.

Die Elementarlehre vom Menschen bestand darinn, daß wir alle Eigenschaften der Menschen auseinander sezten, und die Verknüpfung aller dieser Eigenschaften ist die Methodenlehre oder die Charakteristik des Menschen. Es giebt aber verschiedene Arten von Charakteren, z. B. jenen der einzelnen Person, des Geschlechts, des Volks, der Race. Der Mensch kann charakterisirt werden nach seiner Natur und nach seinem freihandelnden Wesen; als Naturwesen läßt er sich leicht charakterisiren, als freihandelndes Wesen aber desto schwerer. Dieses Kennzeichen des Menschen, als freihandelndes Wesen betrachtet, nennt man, streng genommen, den Charakter oder die Denkungsart. Ihnen ist die Sinnesart entgegengesetzt. Man unterscheidet Kopf (Gemüthsgaben, entweder Fähigkeit und Naturell oder Talent) und Herz (Temperament nennt man die Eigenschaften, welche zur Sinnesart gehören).

1) Der Mensch betrachtet von Seiten des Kopfs, entweder nach seinem Naturell oder nach seiner Fähigkeit etwas zu lernen, oder nach seinem Talent oder Geiste als Fähigkeit etwas zu erfinden. Manche Nationen haben Fähigkeit etwas zu lernen; z. B. die Russen, aber dabei nicht die Fähigkeit zu lehren. Wenn wir von dem guten Herzen eines Menschen reden, so meinen wir nicht seinen Charakter. Das Herz bezieht sich aufs Begehrungsvermögen und auf das Gefühl der Lust und Unlust als Temperament; der Kopf aufs Erkenntnißvermögen. Diejenigen, welche sich beständig nach dem Sinne Anderer fügen, haben zwar ein gutes Gemüth, aber eben deshalb verachtet man sie. Derjenige, welcher ein gutes Herz hat, d. h. wer stets von

selbst angetrieben wird, Gutes zu thun, so fern dieß als Temperaments-Eigenschaft betrachtet wird, sezt immer schon eine Thätigkeit voraus, welche beim guten Gemüthe nicht statt finden kann. Redlich und dumm seyn ist eine Unmöglichkeit; denn redlich kann man nur aus Grundsätzen seyn. Hingegen ehrlich und dumm läßt sich recht gut zusammen denken; von diesen Leuten sagt man auch, sie haben ein gutes Gemüth. Einer, der aus Grundsätzen wohlthut, muß nie auf Dank rechnen. Von Kindern, welche die Thiere plagen und es noch thun, wenn sie heranwachsen, kann man sagen, sie haben ein böses Herz; sonst muß man blos annehmen, daß sie ihre Kräfte haben versuchen wollen. Gutherzigkeit bei Kindern zu erregen ist läppisch.

Unter Temperamenten, physiologisch betrachtet, versteht man die Flüssigkeiten im Körper; es kommt hiebei alles auf die Mischung des Bluts an, ob jemand dick- oder dünnblütig, viel oder wenig Galle im Blute hat. Unter Temperamenten im psychologischen Sinne des Worts versteht man die Proportion des Gefühls- und Begehrungsvermögens. Das Begehrungsvermögen nennt man sonst auch Triebfedern. Die Temperamente theilt man ein in

Temperamente des Gefühls (Leidenheit),	oder der Thätigkeit,
leicht-sanguinisch od. schwerblütig od. melancholisch	cholerisch oder pflegmatisch.

Leichtblütig heißt der, welcher stark, aber leicht afficirt wird, bei dem es aber nicht tief eindringt, der wenig nachempfindet. Schwerblütig ist der, welcher stark afficirt wird und bei dem der Eindruck lange bleibt. Der Sanguineus verspricht mit der größten Redlichkeit, er denkt aber nicht mehr, weder an sein Versprechen, noch an die Wichtigkeit desselben, sondern

vergißt es ganz, ist sorglos, und immer vergnügt; er faßt leicht Hoffnungen und hält sich so lange an dieselben als möglich; er scheint vieles mit Wichtigkeit zu thun, nur muß das Geschäft wenige Augenblicke dauern; er ist gesprächig, scherzhaft, weil er mit allen Dingen gleichsam nur spielt; er ist nicht böse, aber ein schwer zu bekehrender Sünder, weil er den Fehler wohl bald bereuet, aber sich niemals bessert. Das Object des Sanguineus ist die Wollust, weil sich mit den Neigungen zum Geschlecht die flatterhaftesten und veränderlichsten Vergnügungen verbinden lassen. Das Object des Melancholikus ist der Geiz, der diesem Temperamente auch am angemessensten ist, weil dabei immer einerlei Arbeit, Brüten, Sammeln und Sparen vorkommt. Der Melancholikus kann herrschsüchtig und grausam seyn; er verspricht nicht leicht, verspricht er aber einmal, so hält ers gewiß, weil er sich bei allen Versprechen blos die Schwierigkeit der Erfüllung vorstellt; er denkt nach und ist gründlich und deswegen auch nützlich; er brütet über den Gegenständen und sezt in Jeden derselben einen Grad von Wichtigkeit; er ist aus Temperamentsneigung stets wegen der Zukunft besorgt; er vergibt Beleidigungen nicht; beim Melancholikus ist Enthusiasmus und Fanatismus wie zu Hause.

Den Cholerischen nennt man warmblütig, den Phlegmatischen kaltblütig. Der Cholerische ist auffahrend, übereilt, versöhnt sich aber bald wieder und trägt Niemandem etwas nach. Das Object des Cholerischen ist die Ehrbegierde, so wie die Ruhe das Object des Phlegmatischen.

Wo eine schnelle Reizbarkeit angetroffen wird, da ist immer die Ehre die Ursache davon. Der Affect des Zorns stimmt mit dem cholerischen Temperamente am besten überein; denn er ist eine geschwinde, rasch vor-

übergehende Thätigkeit. Die Neigung zum Zorne hängt mit der Ehrbegierde genau zusammen. Die Geschäftigkeit des Cholerischen besteht nicht in Beobachtung der Pflicht, sondern blos darinn, daß man durch sie Einfluß auf Andere erhalten will. Der Cholerische ist sehr unternehmend und scheint sich gut zu einem Befehlshaber zu schicken, allein durch den Ton, mit dem er befiehlt, wird er überall beleidigen, Andre erniedrigen und dadurch viele Händel verursachen, weil ihm Niemand wird folgen wollen. Er ist großmüthig und freigebig, aber nicht gerecht; denn er glaubt, daß er nur allein immer Recht haben könne; die Gerechtigkeit besteht aber größtentheils in der Anerkennung des Rechts Anderer. Der Hochmüthige wird also nie gerecht seyn; denn er thut alles blos aus Gnade gegen Andre, nicht daß sie ein Recht hätten, etwas von ihm zu fordern; er ist also sehr geneigt Andere in seinen Schutz zu nehmen, doch ohne sie zu lieben; denn er liebt Niemanden außer sich selbst. Er scheint immer klüger zu seyn als er wirklich ist, und ist sehr ordentlich, wenn es darauf ankommt, Andere in Ordnung zu halten. Der Cholerische ist nicht geizig, aber er ist habsüchtig. Karger Geitz ist nicht ungerecht. Die Höflichkeit des Cholerischen ist blos Ceremonie und sein Ton der Ueberlegenheit in der Höflichkeit ist schon beleidigend. Er schickt sich daher am wenigsten unter seines Gleichen; bei Vornehmern, als er ist, kann er aber auch große Demuth affectiren; als Schriftsteller hat er viel Methode, aber wenig Genie.

Der Affect des Pflegmatischen ist laß, und er wird schwer anhaltend bewegt, sein Gemüth bleibt aber, wenn auch der Körper noch so sehr afficirt wird, immer dabei ruhig. Sein Fleiß ist emsig. Pflegma haben und pflegmatisch seyn, sind zwei von einander himmelweit

verschiedene Dinge; denn sagt man von Jemandem, daß er Pflegma habe, so heißt dieß, er besitzt eine Stärke der Seele, er hat das Gemüth und alle Seelenkräfte ganz in seiner Gewalt, er kann nie außer Fassung gebracht werden. Dagegen heißt pflegmatisch seyn, schwach seyn, einen gänzlichen Mangel der Wärme haben, welche zur Belebung dient.

Das pflegmatische Temperament gränzt schon sehr an Unthätigkeit. Die ganze Thätigkeit des Pflegmatischen zielt nur darauf, sich Ruhe und dauernden Genuß zu verschaffen. Er giebt die allerbesten Zwecke auf, wenn sie Mühe kosten. Der, welcher Pflegma hat, wird auch warm, aber nur nach und nach; er ist langsam in der Thätigkeit, weil er vorher alles reiflich überlegt und genau beurtheilt; er ist daher von festen und dauerhaften Vorsätzen, und darf, da er sich nie übereilt, selten etwas bereuen.

Gefühllosigkeit kann oft wie Stärke der Seele aussehen. Viel Verdienste bei vielem Pflegma glänzen gar nicht und können also auch nicht beleidigen. Wer Pflegma hat, ist über jeden, der Affecten unterworfen ist, Herr. Pflegma ist also eine Vollkommenheit, welche zu jedem Temperamente paßt.

In der Religion ist der Sanguineus Spötter, der Melancholikus Schwärmer, der Cholerikus Orthodoxe und der Pflegmatikus Heuchler.

Im Amte ist der Sanguineus unordentlich, der Melancholikus scrupulös, der Cholerikus ordentlich, liebt aber sehr das Formelle, der Pflegmatikus mechanisch.

Als Schriftsteller ist der Sanguineus witzig und populär, der Melancholikus tief und dunkel, dabei aber originell, der Cholerikus ist methodisch und deutlich, der Pflegmatikus mühsam und der Gelehrsamkeit ohne Geist ergeben.

Im Umgange unterhält die Gesellschaft der Sanguineus mit Scherzen, der Melancholikus mit Vernünfteln, der Cholerikus mit Erzählen und der Pflegmatikus mit einem gefälligen Lächeln.

Charakter ist eigentlich das, was die Freiheit fixirt. Der Charakter eines freihandelnden Wesens läßt sich daher auch schwer ausfindig machen, da der Mensch jede Art des Verhaltens annehmen kann. Der Mensch kann seine natürlichen Talente stets noch mehr ausbilden und sein Temperament sehr umstimmen und ihm ganz entgegen arbeiten. Durch den Charakter allein hat der Mensch Verdienste; Fehler des Temperamentes und des Talentes kann man ihm nicht zurechnen, aber wohl die Fehler, die von seinem freien Willen, blos von seinem Charakter, abhängen. Der Charakter ist nicht angeboren, sondern bildet sich erst spät beim Menschen. Ist das Temperament gutartig, frei von stürmischen Affecten und zufrieden, so wird es der Charakter auch seyn. Man kann behaupten, das Talent bestimme den Marktpreis, das Temperament den Affectionspreis, der Charakter aber den innern Werth des Menschen. Grundsätze allein charakterisiren freie Wesen, diese Grundsätze aber können nicht angeboren seyn, sondern müssen erst erworben werden. Ein jeder Mensch muß einen Charakter haben, denn hat er keinen, so verachtet man ihn, weil er blos nach seinen Launen handelt, und weil wirklich die Nichtswürdigkeit darinn besteht, keinen Charakter zu haben. Ein Mensch, der sich selbst nicht mehr glaubt, ist verloren; denn er ist nicht mehr im Stande gute Vorsätze zu fassen, weil er immer schon im voraus weiß, daß er sie nicht erfüllen wird. Ein Mensch von festen Grundsätzen kann sich auf sich selbst verlassen. Es gehört aber, um einen Charakter zu haben, erstlich dazu, daß man einen eignen

Willen hat (eigensinnig ist der, welcher nicht gefällig ist) und zweitens, daß man einen beständigen Willen hat, der sich auf beharrliche Grundsätze gründet. Vernunft aber ist das praktische Vermögen nach Grundsätzen zu handeln. Manche Menschen haben wenig Naturanlagen zu einem Charakter, z. B. wenn sie zu weich sind, so können sie keinen Charakter haben. Wer einen Charakter haben will, muß aber auch nicht Nachahmer, nicht Sonderling seyn, der blos einen eignen Willen zeigen will. Hat man einmal Maximen angenommen, so muß man sie nie wieder verlassen. Die Seelengüte macht zwar beliebt, aber bei weitem noch nicht den innern Werth des Menschen aus. Zur Seelengröße, welche uns Achtung verschafft, gehört, daß man sich vieles versagt. Beide mit einander verbunden, machen die Seelenstärke aus, doch diese Verbindung findet höchst selten statt. Ein guter Mann ist der, welcher einen guten Charakter hat, und nicht etwa der, welcher blos aus Temperamentsneigung gutartig ist. Der Muth, welcher auf Grundsätzen beruht, wenn er auch noch so böse angewandt würde, wird doch geachtet und bewundert, z. B. Sulla. Es ist sehr schwer, Bösartigkeit des Temperaments vom bösen Charakter zu unterscheiden. Wir lieben den Andern wegen seines guten Herzens, wir schätzen ihn wegen seiner Talente, und wir verehren ihn wegen seines Charakters. Steifer, unbiegsamer Sinn sieht auch wie Charakter aus. Unwahrheiten, Lügen und Falschheit streiten mit festen Grundsätzen. Viele Leute werden Tadler, um nicht für Schmeichler gehalten zu werden. Der höchste Werth eines festen Charakters besteht darinn, daß jeder weiß, man könne sich auf einen solchen Mann verlassen. Ein italienischer Grundsatz ist der: man muß mit seinen Freunden so umgehen, als ob sie einmal unsre Feinde wer-

den könnten. Grundsätze müssen von der Art seyn, daß man alles, was Leichtsinn anzeigt, vermeidet. Wenn dem Laster öffentlich nachgesehen wird, so wird es zum Skandal, wenn sich z. B. ein Richter bestechen läßt, ein Geistlicher den guten Sitten zuwider handelt, und dadurch die guten Vorschriften, die er selbst giebt, in Verachtung bringt. Die Ehrliebe ist der Abscheu vor allem dem, was jemanden in Verachtung bringen kann; die Meinung Anderer von unserm Werthe kann dabei nicht in Betracht kommen, wenn wir uns nur selbst unsers innern Werthes bewußt sind. In der Religion, welche blos im Cultus und in Observanzen besteht, und in der keine Moralität ist, ist auch kein Charakter. Das moralisch Gute zeigt sich darinn, daß es der Mensch um sein selbst willen thut. Der moralische Charakter besteht in dem Grundsatze, daß man das Gute um sein selbst willen und aus keinen andern Triebfedern thut. Diejenigen, welche zur Unterhaltung des Geschmacks mit ihrer Einbildungskraft glücklich spielen, haben gar keine festen Grundsätze. Wenn der Mensch sich erst bestreben muß, etwas zu scheinen, so hat er keine festen Grundsätze. Ein fehlerhafter Charakter ist kein böser Charakter, er reicht nur nicht zu, um einen Charakter zu fixiren, und besteht eigentlich in der zu großen Neigung zum Neuen, in einem unübertreffbaren Leichtsinne, und in einem Mangel an Grundsätzen oder vielmehr im Mangel der Fähigkeit, Grundsätze zu erlangen. Frauenzimmer, die sehr zu sinnlichen Vergnügungen geneigt sind, nennt der Engländer Personen von viel Temperament. Der böse Charakter ist entweder falsch oder niederträchtig. Man verabscheuet ihn, weil er viel Schaden stiften kann, da er eben dieses Vermögen, womit er sich Andern furchtbar und also auch wichtig macht, eben so zum Guten hätte anwen-

den können. Haß ist bei weitem nicht so niederschlagend als Verachtung; denn alle die Eigenschaften, um welcher willen wir andre hassen, können vielleicht blos uns schaden, allen übrigen aber sehr nützlich seyn. Alles, was ein Object der Verachtung ist, heißt nichtswürdig. Der verworfenste Charakter ist der eines Niederträchtigen; in diese Classen gehören unter andern die Betrüger. Bei den Chinesen wird kein Betrug bestraft, sie schieben nämlich die Schuld nicht auf den Betrüger, sondern auf den Betrogenen. Bei der Erziehung der Kinder muß man Tugend nie belohnen und Laster nur durch die äußerste Verachtung des Lasterhaften bestrafen. Das Erröthen hat die Natur darum dem Menschen gegeben, daß er sich selbst, wenn er eine Unwahrheit sagt, verrathen soll. Die Bosheit des Charakters zeigt sich besonders bei der Schadenfreude und bei der qualificirten Undankbarkeit, wo man sogar Vergnügen daran findet, seinem Wohlthäter Schaden zuzufügen, so wie auch bei dem Neide, welcher aber auch Temperamentsneigung seyn kann.

Wenn man die Menschheit betrachtet, so wie sie ist, und wenn man dann alle Tugenden unlauter findet, so muß dieß freilich nur zu niederschlagenden Betrachtungen veranlassen, den Menschen zum Misanthropen, zum Menschenhasser machen, welcher glaubt, daß ihm die andern Menschen alle Schaden zufügen werden. Der Grund hievon liegt darinn, daß diese Art Menschen zu viel von der Menschheit fordert und sich von ihr zu sehr überspannte Begriffe gemacht habt.

Da nun der Charakter nicht angeboren wird, wie soll er nun erworben werden? Maupertuis sagt, daß es Familien gebe, bei denen Verstand erblich sey, z. B. bei den Königen von Sardinien; eben so gebe es auch Familien, bei denen die Ehrlichkeit erblich sey; dies letztere ist auch sehr möglich, da Ehrlichkeit nicht

aus Grundsätzen, sondern nur aus Temperamentsneigungen besteht. Der Ehrliche kennt die krummen Wege der Betrügerei nicht und kann also auch desto leichter betrogen werden. Der Redliche aber kann nicht füglich betrogen werden, weil bei ihm immer ein richtiger Verstand vorauszusetzen ist. Der Mensch geht aber von Instincten zu festen Grundsätzen über, und zwar geschieht diese Gründung des Charakters mit einer gewissen Feierlichkeit, man weiß es sich lange nachher noch zu erinnern, sowohl da man diese Grundsätze annahm, als da man dieses = und jenesmal davon abging; ist dieß letztere einmal geschehen, so haben wir nie mehr ein recht Vertrauen zu uns selbst.

Der Mensch kommt in Verhältnisse des Amtes, der Freundschaft, des Mein und Dein, der öffentlichen und Privatgesellschaften erst in seinem männlichen Alter, wo er den wahren Werth der Dinge erst kann schätzen lernen: dazu gehört aber, daß er schon viele Gegenden durchwandert, viele Gegenstände kennen gelernt hat. Jedoch müssen seine Neigungen noch nicht aufgehört haben, Interesse an den Gegenständen zu nehmen, aber auch die Heftigkeit verloren haben, um in Leidenschaften übergehen zu können; er muß dabei nicht etwa gefühllos seyn; dies wird ungefähr alles in dem Alter von 40 Jahren eintreffen. Die Richtigkeit des Charakters beruht auf der Kenntniß des innern Werths der Dinge. Um in alle die Verhältnisse zu kommen, welche zur Fassung fester Grundsätze gehören, ist viel Zeit erforderlich. Nur durch die Länge der Zeit kann man sich eine Kenntniß von seinem eignen Charakter verschaffen. Es ist sehr merkwürdig, daß Personen glauben und hoffen, noch am Ende ihres Lebens fromme Leute werden zu können und als ein besserer Mensch vor dem höchsten Wesen zu erscheinen. Der Mensch kann aber darum nicht sogleich gut werden, weil das

Gute auf Grundsätzen beruht, und zu Erlangung dieser viel Zeit erfordert wird. Die Menschen glauben aber, daß, weil sie die guten Vorsätze kurz vor ihrem Tode gefaßt haben, sie wegen Mangel der Zeit davon nicht mehr werden abgehen können. Im öffentlichen Charakter kann mancher, der in einigen Stücken in seinem Privatcharakter böse ist, die größte Billigung verdienen. Es giebt aber auch Menschen, welche von Natur einen Charakter haben, und welche zur Großmuth, zur Ehrliebe rc. geboren zu seyn scheinen.

Nur das Aeußere des Menschen kann dazu dienen, ihn zu charakterisiren oder nach seinem Innern zu beurtheilen. Die Physiognomik ist also gleichsam die Kunst, eine Uhr nach ihrem Gehäuse zu beurtheilen. Es trifft sich nun zwar oft, daß das Gehäuse gut, die Uhr aber schlecht ist, doch höchst selten, daß das Gehäuse schlecht, wenn die Uhr gut ist; ist aber die Uhr schlecht, so taugt das Gehäuse gewiß nicht viel; bei dem Menschen ist es freilich oft ganz anders. Der Physiognomiker muß besonders auf die Leibesgestalt, auf Gesicht und Gesichtsbildung Rücksicht nehmen. In gewissem Verstande ist jeder Mensch Physiognomist oder glaubt es wenigstens zu seyn. Man macht sich Bilder von Menschen, die man vorher noch nicht gesehen hat; deshalb sollte der Mensch im Voraus nie zu übertrieben vortheilhaft geschildert werden, weil er sonst zu viel verliert, wenn man ihn nachher wirklich sieht. Die meisten Männer, welche sich vorzüglich ausgezeichnet, haben in ihrer Bildung gewöhnlich etwas Karrikaturartiges. Was die Staturen anbetrifft, so giebt es die große, die kleine und die mittlere Statur; um diese ausfindig zu machen, nehme man 1000 Menschen, theils solche, die über das gewöhnliche Menschenmaaß, theils solche, die drunter sind, und addire alle die Fuß und Zoll, welche sie zusammen messen, und dividire mit tausend, so bekommt man dadurch die mittlere Proportionalzahl;

eben so muß man verfahren, wenn man den schönsten proportionirten Kopf und andere Glieder finden will. Ob die Natur auch als Natur ihre Zwecke verfehlt und Mißgestalten hervorgebracht habe, muß verneint werden. Carrikatur ist ein übertriebener Charakter; es sind daher auf den Theatern Uebertreibungen unentbehrlich. Groteske Gesichter sind nicht häßlich; denn sie sind blos Varietäten, welche in jeden Keim der Menschen nach ihrer eignen Proportion gelegt sind. Jedes Menschengesicht hat eine gewisse Originalität, und es ist kein Mahler im Stande, einen Kopf zu erfinden, der so schön wäre, als Einer, der nach dem Leben copirt ist. Es ist eigentlich kein Gesicht häßlich, sondern es sind nur bloße Abarten, nicht zu gedenken, daß es gar nicht gut wäre, wenn es nur ein einzig schönes Menschengesicht für alle gäbe. Ganze Nationen unterscheiden sich jedoch an einzelnen Merkmalen; so ist bei den Amerikanern die Stirne schief vorgewachsen, bei den Chinesen ragt der untere Kinnbacken vor dem obern etwas vor ꝛc.

Gesichtszüge sind das, was eigentlich die Gesichtsbildung, besonders der fleischigten Theile, betrifft. Mienen sind ins Spiel gesetzte Gesichtszüge. Mienen können auch bleibende Gesichtszüge machen. Wenn ein Mensch in Gedanken ist, so sind seine Mienen ganz anders als wenn er spricht, und man kann aus seinen Mienen gar nichts schließen. Wenn jemand bei den Mienen, die er beim Sprechen macht, schielt, so sagt er gewiß Unwahrheit; übrigens ist das Schielen, als Naturfehler betrachtet, gewöhnlich eine unbedeutende Schwäche des Gesichts. In dem Gesicht eines Menschen, der seine Mienen nicht in seiner Gewalt hat, drückt sich außerordentlich viel aus. Die wahre Häßlichkeit ist der Ausdruck der Bösartigkeit auf dem Gesicht, welche gewöhnlich aus allzugroßer Liederlichkeit entsteht.

Die Miene eines Lachenden ist von der eines Weinen=

den, und diese wieder von jener so wenig verschieden, daß der Mahler durch einen einzigen Zug die eine in die andere verwandeln kann. Es giebt eine gewisse Miene, welche in einem dreusten Blicke besteht, die, wenn sie auch mit der größten Höflichkeit verbunden wird, dennoch allen mißfällt, eben so auch der hämische Blick.

Der Kluge kann doch wohl von Dummen, weil er sich von ihnen nichts Böses versieht, überlistet werden.

Der Charakter des männlichen Geschlechts bedarf bei weitem der Untersuchung nicht als der weibliche Charakter. Alle Maschinen, durch welche mit geringer Kraft eine große Last gehoben werden soll, müssen sehr künstlich seyn.

Bei beiden Geschlechtern muß aber immer eine gleiche Wirkung und Gegenwirkung seyn; da nun aber das männliche Geschlecht dem weiblichen an physischen Kräften überlegen ist, so muß das weibliche, um nicht durch jenes Uebergewicht niedergedrückt zu werden, die List haben, durch welche es oft sogar herrscht. Ueberhaupt zeichnet sich das weibliche Geschlecht durch seinen Hang zum Herrschen und zum Vergnügen sehr vor dem männlichen aus. Bei beiden Geschlechtern ist eine Vereinigung zur Fortpflanzung der Art nothwendig und dies ist die physische. Die wahre Vereinigung ist aber nur zwischen Personen von verschiedenem Geschlechte möglich. Gewöhnlich geht dem Einen etwas ab, was der Andre ersetzt. Der Mann bedarf z. B. der Frau zur Unterhaltung, zur Zerstreuung, zum Scherz u. s. w. Die Frau bedarf aber des Mannes zu ihrer Erhaltung. Das Vermögen zur Unterhaltung liegt bei der Frau in ihrer Redseligkeit. Der Theil, dem die Stärke gegeben ist, muß manchmal nachgeben, damit nicht etwa das Gleichgewicht aufgehoben wird. Der Mann kann der Natur trotz

bieten, die Frau aber besitzt alle Eigenschaften, den Mann nach ihrem Willen zu lenken, und so wird auch sie durch den Mann Meister über die Natur. Die Natur giebt aber allemal nur die Eigenschaften des Guten an. Am besten kann man die Natur des weiblichen Geschlechts im ausgebildeten Zustande der Menschheit bemerken, wo alle die Keime, welche in ihm verborgen liegen, entwickelt sind; denn im rohen Zustande ist das Weib nur die Sklavin des Mannes. Im gesitteten Zustande unterscheiden sich aber die Weiblichkeiten (Schwächen der Weiber) sehr merklich von den Männlichkeiten. Der Mann hilft aus Großmuth gern ihren Schwächen ab; dies wissen sie aber mehr als zu gut, daher affectiren sie oft Schwächen, wo gar keine da sind. Männer setzen sich über Weiblichkeiten weg, spotten aber nie darüber. Der Mann offenbart sehr oft seine Geheimnisse, das Weib höchst selten.

Der Zweck der Vereinigung der beiden Geschlechter ist erstlich die Fortpflanzung der Art, und zweitens die Erhaltung derselben und die Cultur des Menschengeschlechts. Die Achtung gegen das weibliche Geschlecht entspringt aus der Cultur der Männer, deren Schmeichelei es oft dahin bringt, daß die Weiber sich selbst für sehr wichtig halten. Der Mann ist leicht zu erforschen und zu überreden, das Weib hingegen bleibt halsstarrig auf seiner vorgefaßten Meinung. Der Mann ist so sehr zum Hausfrieden geneigt, wie das Weib zum Hauskriege, durch den es sich, weil der Mann gewöhnlich nachgiebt, die Oberherrschaft zu verschaffen sucht. Ueberhaupt ist dem Schwachen die Neigung zum Herrschen sehr eigen, weil er immer befürchten muß, unterjocht zu werden. Bei Weibern findet sich die Eigenschaft, besonders in Gegenwart der Männer, nicht verlegen zu seyn, schon sehr früh. Die Empfindungen der

Ehre muß man bei den Weibern den höchstmöglichsten Gipfel erreichen lassen, weil, wenn sie diese verloren haben, ihre Tugend und Keuschheit zugleich mit verloren gegangen ist. Die Verachtung des weiblichen Geschlechts bei Männern hat gewöhnlich ihren Grund in einer übergroßen Liederlichkeit. Das erste auffallende Merkmal des weiblichen Charakters ist die übertriebene Furcht vor allen körperlichen Verletzungen; denn da die Natur dem weiblichen Schooße die Erhaltung ihrer Art anvertraute, schien sie das Verderben dieses Keims zu fürchten und legte daher diese Furcht in das Weib, um auf keine Art den Hauptzweck des Menschengeschlechts zu verhindern. Aus diesem Grunde muß auch das Weib beständig den Schutz des Mannes suchen. Die Schwäche des Weibes scheint aber auch sehr viel zur Cultur des Mannes beizutragen, so wie die Redseligkeit der Weiber sehr viel zur Beredheit des Mannes beiträgt. Der männliche Verstand hat einen ganz andern Maaßstaab als der weibliche, und zeichnet sich dadurch vor dem letzteren aus, daß er die Dinge nur nach ihrem wahren Werthe beurtheilt. Die männliche Erziehung wird gleich auf den Begriff von Pflichten gegründet, die weibliche blos auf den Begriff von Ehre. In Ansehung der Empfindungen sagt man vom Manne, er ist empfindsam, d. h. wenn die Empfindung den Grad erreicht hat, der zum Urtheile hinreicht; vom Weibe sagt man, sie ist empfindlich, d. h. wenn man nur immer gleich von dem Guten oder Bösen eines Gegenstandes urtheilt, oder ob die Sache Vergnügen oder Mißvergnügen verursachen könne. Eine affectirte Empfindsamkeit ist Empfindelei. Empfindsamkeit gehört zum Wohlwollen. Der Mann hat Geschmack an andern Dingen, die Frau aber nur an solchen, die ihre eigene Person zum Gegenstande des Geschmacks machen. Wer

Geschmacksneigung besitzt, trägt eine Last mehr als Andere, da er sich vieles zum Bedürfniß gemacht hat, welches er wohl entbehren könnte; hievon ist aber das Geschmacksurtheil sehr unterschieden. Die männlichen Verdienste in der Wirthschaft bestehen im Erwerben, die weiblichen im Sparen; für Weiber wird es sich also nicht schicken, freigebig zu seyn, außer in Sachen, welche sie selbst nicht mehr brauchen können; im Gegentheil wird es sich für sie besser, als für den Mann schicken, Geschenke anzunehmen. Bei Beleidigungen ist der Mann versöhnlich, die Frau aber nicht, und zwar darum, weil sie sich ihrer Schwäche zu sehr bewußt ist, als daß sie sich rächen könnte. Der Mann ist eifersüchtig, wenn er liebt, das Weib aber auch, wenn sie gleich nicht liebt. Dies kommt daher, weil das Weib nicht selbst den Mann suchen kann, sondern erst von ihm gesucht werden muß; sie muß daher selbst ihre Netze ausstellen; daher gönnt die Eine der Andern ihren Liebhaber nicht, wenn sie ihn auch gleich selbst nicht haben mag. Die Weiber können sich nicht über die Urtheile der Leute hinwegsetzen, welches bei Männern oft ohne Nachtheil geschehen kann. Das Weib sucht immer das häusliche Interesse und kümmert sich um das öffentliche wenig oder gar nicht. Die Xantippe und Hiobs Weib stehen vielleicht sehr unschuldig in so übelm Rufe und können ein Paar recht brave Weiber gewesen seyn, da sie sich ihren Männern, welche gar nicht für das häusliche Interesse arbeiten wollten, widersetzten. Die eheliche Treue kann nicht erzwungen werden, sondern beruht blos auf dem Ehrbegriffe.

In der Erziehung wird sich das Frauenzimmer weit leichter als die Mannspersonen bilden, da diese von Natur roher sind. Weiber müssen aus der Lectüre nie ein Geschäft machen, ungeachtet Lectüre sehr bildet. Für

einen Gelehrten ist es ein schlechtes Glück, eine gelehrte Frau zu haben, weil sie manchmal rivalisiren können. Die Eigenschaften, welche der Mann hat, schätzt das Weib an Andern, aber nicht an sich. Das weibliche Geschlecht errichtet nie unter sich eine so genaue Freundschaft wie Männer, weil jede mit der Andern wegen der Eroberungen, die sie zu machen gedenken, rivalisirt, und also das Zutrauen gegen einander nie aufrichtig seyn kann, bis es sich denn mit den Jahren, wo Frauenzimmer keine Prätention mehr machen können, einfindet. Ein Weib wird das Andere immer strenger beurtheilen, als es selbst Männer thun würden, weil sie glauben, daß durch den Fehler eines Weibes ihr ganzes Geschlecht beleidigt werde; je strenger sie aber Andere tadeln, desto mehr wollen sie sich das Ansehen geben, von diesem Fehler frei zu seyn. Weiber putzen sich niemals für Männer, sondern nur für ihres Gleichen, welches nichts anders als ein Wettstreit in den Moden ist, in denen die Eine die Andere zu übertreffen sucht. Die Vielweiberei ist in den Ländern, wo sie herrscht, ein Zeichen der Barbarei dieser Länder, weil dadurch die Sitten nicht cultivirt, ja nicht einmal aufkommen können. Bei den nordischen Völkern und bei den Teutschen hat von jeher blos Monogamie statt gefunden, welche sich auch vor allen andern Völkern durch die Achtung, welche sie ihren Weibern erwiesen, vortheilhaft ausgezeichnet haben.

Die Bewerbung um Liebe schickt sich nicht für das weibliche, sondern blos für das männliche Geschlecht; daher dem Weibe das Weigern, dem Manne das Bewerben zukommt. Dies kann theils daher kommen, daß die Weiber kälter als die Männer sind, theils aber auch aus Instinct, ihre Geschlechtsneigung zu verhehlen. Es muß daher bei den Weibern nur Gunstbezeugung,

bei den Männern aber Bedürfniß seyn. Alles dies liegt schon in der Natur, da man das nämliche sogar bei den Thieren antrifft; die Weigerung des weiblichen Geschlechts befördert noch mehr das Feuer des männlichen Bedürfnisses, so daß durch diese Weigerung die Fortpflanzung der Art noch mehr gesichert wird. Eine galante Mannsperson zeigt allemal feine Sitten an, wodurch sie den Weibern gefallen und ihnen auf eine anständige Weise die größten Schmeicheleien sagen kann; hiezu gehört vornämlich eine anständige Dreustigkeit, welche das Weib allemal verlangt, da es ihm zukommt, sich zurückzuziehen und zu weigern und nicht dem Manne; denn wenn dieser das nämliche thun wollte, so würde nie ein Band zwischen beiden Geschlechtern geschlossen werden können. Geschmack in der Wahl des Schönen hat der Mann unstreitig mehr als das Weib, da für ihn blos die schönen Gegenstände geschaffen sind, das Weib hingegen muß einen minder zarten Geschmack haben, weil für dasselbe das männliche, als das weniger schöne Geschlecht geschaffen ist. Die männliche Zärtlichkeit, die sich auch nur bei dem stärkern Theile antreffen läßt, besteht in der größten Abneigung, einem andern Wesen die geringste Unannehmlichkeit zu verursachen. Hume sagt, daß Weiber wohl Scherz und Spott über ihr Geschlecht aber nie über die Ehe vertragen könnten, weil dies das einzige Mittel ist, mit Ehren ihre Naturtriebe zu befriedigen, und weil sie zu sehr von ihrer Ehre verliehren, wenn sie es außer der Ehe thun wollten; bei Männern hingegen hat es nicht so viel auf sich, wenn sie auch ihre Triebe außer der Ehe befriedigen.

In der Ehe soll die Frau herrschen, aber der Mann regieren, weil er am besten einsehen kann, was ihnen beiden am nützlichsten seyn kann. Der, welcher herrscht,

ist nur das Oberhaupt der Macht und sagt, was er will, der aber, welcher regiert, sieht zu, wie sich dieser Wille mit den Zwecken und Vortheilen verträgt. Wenn das Weib viel jünger ist als der Mann, so beherrscht sie ihn, ist aber der Mann viel jünger als das Weib, so beherrscht er sie. Die Weiber sind immer große Kinder, d. h. sie haben keinen festen Zweck, sondern fallen bald auf dieses bald auf jenes, und ziehen wichtige Zwecke gar nicht in Betracht, welches letztere allein das Geschäft des Mannes ist. Ein Weib kann leichter ein Land als ein Haus regieren, besonders wenn sie den Mann mit regieren soll; der Unterschied der beiden Regierungen liegt darinn, daß ein Land sich selbst, ein Haus aber nicht sich selbst regiert; im Staate werden schädliche Entwürfe eben so leicht verschmerzt als bei einem starken Manne ein kleiner Verlust seiner Kräfte, die er leicht und geschwind wieder ersetzt, im Hauswesen aber kann das nicht so leicht geschehen. Tadel und Verachtung des weiblichen Geschlechtes erzeugen immer Liederlichkeit, daher werden kluge Männer vielmehr den Werth des weiblichen Geschlechts eher zu erhöhen als herabzusetzen suchen.

Wir fühlen in uns einen innern Trieb, das Erhabene mit dem Schönen zu verbinden, wozu das Weib sehr viel beiträgt.

Die Freigeisterei in der Geschlechtsneigung schadet dem gemeinen Besten außerordentlich.

Die Geschlechterliebe ist äußerst intolerant; denn wer einmal Absichten auf eine Person hat und diese günstige Neigungen gegen ihn äußert, der kann nicht vertragen, daß sie gegen Andre gleiche Neigungen äußere, da der ausschließende Besitz nur der einzige Vortheil der Ehe ist. Eifersucht wird also die Abneigung seyn, jemanden außer der Ehe an den Vergnügungen derselben theilnehmen zu lassen, welche allein der Ehe zukommen.

In Rücksicht des Verhältnisses der Eltern gegen die

Kinder, verzieht gewöhnlich der Vater die Töchter und die Mutter die Söhne, besonders die wilden und muthigen, weil sie bei ihnen immer voraussetzen kann, daß sie dem Hauswesen werden gut vorstehen können. Der Ehrenpunkt der Weiber besteht darinnen, daß sie sich nie außer der Ehe jemandem Preis geben, weil man von den Weibern, welche dies schon gethan haben, allemal voraussetzen kann, daß sie in der Ehe noch mehr ausschweifen werden; von den Männern hingegen, welche ausgeschweift haben, kann man annehmen, daß sie sich in der Ehe bessern werden.

Die Versöhnlichkeit ist dem Manne mehr eigen als dem Weibe.

Der Mann ist leicht zu erforschen und das Weib kann seine Geheimnisse gar wohl verbergen, nur vermag es nicht leicht die Geheimnisse Anderer zu verschweigen.

Der Mann ist ziemlich unachtsam in Ansehung der Beobachtung Anderer und leicht von seinem Vorsatze abzubringen; beim Frauenzimmer hingegen findet gerade das Gegentheil statt.

Daß der Mann den Hausfrieden liebt, kommt wohl daher, daß er das Haus für seine Ruhestelle hält, wodurch er viel beim Weibe verliehrt.

Der Grundsatz der männlichen Sitten ist Tugend, jener der weiblichen aber Ehre. Was die Welt thut, das thut das Frauenzimmer auch.

Die Verdienste des Mannes erwecken beim Frauenzimmer nicht so viel Achtung als die Verdienste dieses bei jenem.

So lange der Mann noch nicht an die Gesellschaft von Frauenzimmern gewöhnt ist, pflegt er beständig eine niedere Meinung von sich in Ansehung deren Urtheils zu haben, weil er glaubt, daß ihrem critischen Auge nichts verborgen bleiben könne.

Das Frauenzimmer ist nicht freigebig und es läßt

auch nicht, wenn dasselbe es ist. Der Mann verdient, die Frau erspart. Die Frau sorgt besonders für das häusliche Beste; der Mann ist nur fähig, das allgemeine Beste zu fördern. Hiob's und Socratis Weiber scheinen nur sehr häusliche Frauen, sonst aber nicht sehr böse gewesen zu seyn.

Mit Recht behauptet man, daß der Mann in der That zärtlicher sey als die Frau; denn diese fordert von jenem, er solle sich ihretwegen mancherlei Ungemächlichkeiten unterziehen. Diese nimmt der Mann auch gern über sich, um der Frau Erleichterung zu verschaffen; daher muß das männliche Geschlecht, in Ansehung der empfindlichen Zärtlichkeit, in der That einen Vorzug vor dem weiblichen haben.

Die Empfindlichkeit ist eine Schwäche, die Empfindsamkeit aber eine Stärke. Erstere besitzen die Weiber, Letztere die Männer.

Der Mann ist nur dann eifersüchtig, wenn er verliebt ist; die Frau ist es auch, wenn sie nicht verliebt ist.

Unter sich sind die Frauenzimmer lange nicht so verträglich als die Männer.

Die Nachsichtigkeit in der Ehe gereicht dem Manne allemal zum Schimpfe.

Dem weiblichen Geschlechte muß man nie etwas als Pflicht vortragen, sondern nur aus dem Gesichtspunkte der Ehre. Die Ursache, warum die Frauenzimmer nicht gern von Pflichten hören, liegt darinn, daß sie nur Neigung zum Herrschen haben.

Das Frauenzimmer putzt sich gemeiniglich für das Urtheil anderer Weiber. Mit den Männern ist es gerade umgekehrt.

Die Zärtlichkeit der Männer ist gutmüthig, jene der Frauenzimmer empfindlich.

Die Ehre des Mannes besteht darinn, was die Leute von ihm denken; jene des Frauenzimmer aber, was andere von ihm sprechen.

Die Frau will herrschen, der Mann regieren; denn die Neigung herrscht, der Verstand aber regiert. Die Herrschaft erlaubt Launen, welche beim Verstande nicht statt finden. Die häuslichen Gesetze schreibt der Mann vor, wobei er aber alles so einrichtet, daß die Frau immer das Ansehen der Herrschaft behält. So herrschen die meisten Fürsten, die Minister aber regieren.

Das Vergnügen im Hause muß man der Frau überlassen, aber die Ehre und die Ruhe desselben sind die Sache des Mannes.

Das Frauenzimmer ist immer der Meinung, daß die Neigung zum andern Geschlechte nicht, aber wohl die Lust zum Heirathen vergehen könne, und daß man dasselbe alsdann als Buhlschwestern ansehen würde, wenn keine Heirathen statt fänden. Hume bemerkt in seinen philosophischen Versuchen, daß die Frauenzimmer eine Satyre auf ihr Geschlecht sehr wohl vertragen, nie aber einen Spott auf den Ehestand, wovon die Ursache ohnstreitig hierinnen liegt: durch die Ehe wird das Frauenzimmer auf einmal frei, da es vorhero im ehelosen Zustande entsetzlich vom Anstande geplagt wurde, dagegen verliert der Mann durch eben diesen Stand seine Freiheit, weshalb man es auch dem Manne nicht übel nimmt, wenn er unverheirathet ist. Dagegen gereicht bei uns einem erwachsenen Mädchen der ehelose und im Morgenlande der kinderlose Zustand zum großen Vorwurfe.

Da der Ehestand ein ausschließender Besitz des Gegenstandes der Geschlechtsneigung ist, so ist auch die Eifersucht, welche der Toleranz oder dem duldenden Trauen entgegengesetzt ist, ganz natürlich; ja eine Frau

haßt sogar den Mann, welcher nicht eifersüchtig ist, weil dies ein sicheres Kennzeichen ist, daß er sich nicht viel aus ihr macht. Die Intoleranz der Männer ist der ganze Vorzug der Ehe, sonst ist der Zweck verfehlt; denn der Mann will der alleinige Besitzer eines Frauenzimmers seyn und wäre keine Eifersucht im männlichen Geschlechte, so würde keine Ehe statt finden; die Sicherheit über die ächte Abstammung der Kinder ist die erste Bedingung der Sorge für ihre Erhaltung und davon muß der Mann völlig überzeugt seyn.

Der gesunde Menschenverstand geht sehr leicht verloren, wenn er nicht gute Grundsätze hat. Ohne diese bemerkt er nicht die Veränderungen, welche über seinen Zustand vorgehen. Daher muß es Grundsatz seyn, nichts anzunehmen, was den freien Gebrauch der Vernunft unnütz machen würde. Man muß nichts einräumen, was den Gebrauch der Vernunft über den Haufen wirft. Nur dadurch behauptet und erhält sich der gesunde Menschenverstand.

Es ist ein Wagstück, eine der allgemeinen Meinung, selbst der Verständigen, widerstreitende Behauptung ins Publikum zu bringen. Dieser Anschein des Egoismus heißt die Paradoxie. Es ist nicht eine Kühnheit, etwas auf die Gefahr, daß es unwahr sey, sondern daß es bei Wenigen Eingang finden möchte, zu wagen. — Vorliebe fürs Paradoxe ist zwar logischer Eigensinn, nicht Nachahmer von Andern seyn zu wollen, sondern als ein seltener Mensch zu erscheinen, statt dessen ein solcher oft nur den Seltsamen macht.

Von einer Vorstellung abstrahiren zu können, selbst wenn sie sich dem Menschen durch den Sinn aufdringt, ist ein weit größeres Vermögen, als das zu attendiren, weil es eine Freiheit des Denkvermögens und die Eigenmacht des Gemüths beweise, den Zustand seiner

Vorstellungen in seiner Gewalt zu haben. — In dieser Rücksicht ist nun das Abstractionsvermögen viel schwerer, aber auch wichtiger, als das der Attention, wenn es Vorstellungen der Sinne betrifft.

Viele Menschen sind unglücklich, weil sie nicht abstrahiren können. Der Freyer könnte eine gute Heirath machen, wenn er nur über eine Warze im Gesicht, oder eine Zahnlücke seiner Geliebten wegsehen könnte. Es ist aber eine besondere Unart unsers Attentionsvermögens, gerade darauf, was fehlerhaft an Andern ist, auch unwillkührlich seine Aufmerksamkeit zu heften; seine Augen auf einen dem Gesicht gerade gegenüber am Rocke fehlenden Knopf, oder die Zahnlücke, oder einen angewohnten Sprachfehler zu richten, und den Andern zu verwirren, sich selbst aber auch im Umgange das Spiel zu verderben.

Wenn das Hauptsächliche gut ist, so ist es nicht allein billig, sondern auch klüglich gehandelt, über das Ueble an Anderen, ja selbst unseres eigenen Glückszustandes, wegzusetzen; aber dieses Vermögen zu abstrahiren ist eine Gemuthsstärke, welche nur durch Uebung erworben werden kann.

Das Bemerken (animadvertere) ist noch nicht ein Beobachten (observare) seiner selbst. Das Letztere ist eine methodische Zusammenstellung der an uns selbst gemachten Wahrnehmungen, welche den Stoff zum Tagebuche eines Beobachters seiner selbst abgiebt und leichtlich zu Schwärmerei und Wahnsinn hinführt.

Das Aufmerken (attentio) auf sich selbst, wenn man mit Menschen zu thun hat, ist zwar nothwendig, muß aber im Umgange nicht sichtbar werden; denn da macht es entweder geniert (verlegen) oder affectirt (geschroben). Das Gegentheil von beiden ist die Ungezwungenheit; ein Vertrauen zu sich selbst von Andern

in seinem Anstande nicht nachtheilig beurtheilt zu werden. Derjenige, welcher sich so stellt, als ob er sich vor dem Spiegel beurtheile, wie es ihm lasse, oder so spricht, als ob er sich (nicht bloß als ob ein Anderer ihn) sprechen höre, ist eine Art von Schauspieler. Er will repräsentiren und erkünstelt einen Schein von seiner eignen Person, wodurch, wenn man diese Bemühung an ihm, er im Urtheil Anderer einbüßt, weil sie den Verdacht einer Absicht zu betrügen erregt.

Die offene Art sich zu erklären, an einem der Mannbarkeit sich nähernden Mädchen, oder einem mit der städtischen Manier unbekannten Landmann, erweckt, durch die Unschuld und Einfalt (die Unwissenheit in der Kunst zu scheinen) ein fröhliches Lachen bei denen, die in dieser Kunst schon geübt und gewitzigt sind; nicht ein Auslachen mit Verachtung; denn man ehrt doch im Herzen dabei die Lauterkeit und Aufrichtigkeit; sondern ein gutmüthiges, liebevolles Belachen der Unerfahrenheit in der bösen, obgleich auf unsere schon verdorbene Menschennatur gegründeten Kunst zu scheinen, die man eher beseufzen als belachen sollte, wenn man sie mit der Idee einer noch unverdorbenen Natur vergleicht.

Was aber die eigentliche Absicht, nämlich die Warnung, sich mit der Ausspähung und gleichsam studirten Abfassung einer innern Geschichte des unwillkührlichen Laufs seiner Gedanken und Gefühle durchaus nicht zu befassen, so geschieht sie darum, weil es der gerade Weg ist, in Kopfverwirrung vermeinter höherer Eingebungen, und, ohne unser Zuthun, wer weiß woher, auf uns einfließende Kräfte, in Illuminatism oder Terrorism zu gerathen; denn unvermerkt machen wir hier vermeinte Entdeckungen von dem, was wir selbst in uns hineingetragen haben, wie eine Bourignon mit schmeichelhaften, oder ein Pascal mit schreckenden und ängstlichen Vorstellungen, in welchem Fall selbst ein sonst vor-

trefflicher Kopf, Albrecht Haller, gerieth, der bei seinem lange geführten, oft auch unterbrochenen Tagebuche seines Seelenzustandes zuletzt dahin gelangte, einen berühmten Theologen, seinen vormaligen academischen Collegen, den D. Leß zu befragen, ob er nicht in seinem weitläuftigen Schatze der Gottesgelahrtheit Trost für seine beängstigte Seele antreffen könne.

Die verschiedenen Acte der Vorstellungskraft in mir zu beobachten, wenn ich sie herbeirufe, ist des Nachdenkens wohl werth, für Logik und Metaphysik nöthig und nützlich. — Aber sich belauschen wollen, so wie auch ungerufen von selbst ins Gemüth kommen, (dies geschieht durch das Spiel der unabsichtlich dichtenden Einbildungskraft), ist, weil alsdann die Principien des Denkens nicht (wie sie sollen) vorangehen, sondern hinten nachfolgen, eine Verkehrung der natürlichen Ordnung im Erkenntnißvermögen und ist entweder schon eine Krankheit des Gemüths (Grillenfängerei), oder führt zu derselben und zum Irrenhause. Wer von innern Erfahrungen (von der Gnade, von Anfechtungen) viel zu erzählen weiß, mag bei seiner Entdeckungsweise zur Erforschung seiner selbst immer nur in Anticyra vorher anlanden; denn es ist mit jenen innern Erfahrungen nicht so beschaffen, wie mit den äußeren, von Gegenständen im Raume, worin die Gegenstände nebeneinander und als bleibend festgehalten erscheinen. Der innere Sinn sieht die Verhältnisse seiner Bestimmungen nur in der Zeit, mithin im Fließen, wo keine Dauerhaftigkeit der Betrachtung, die doch zur Erfahrung nothwendig ist, statt findet.

Wir spielen oft mit dunkeln Vorstellungen und haben ein Interesse beliebte oder unbeliebte Gegenstände vor der Einbildungskraft in Schatten zu stellen, öfter aber sind wir selbst ein Spiel dunkeler Vorstellungen, und unser Verstand vermag nicht, sich wider die Unge-

reimtheiten zu retten, in die ihn der Einfluß derselben versetzt, ob er sie gleich als Täuschung anerkennt.

Daß das Kleid den Mann mache, gilt in gewisser Maße auch für den Verständigen. Das russische Sprichwort sagt zwar: man empfängt den Gast nach seinem Rocke und begleitet ihn nach seinem Verstande; aber der Verstand kann doch den Eindruck dunkler Vorstellungen von einer gewissen Wichtigkeit, den eine wohlgekleidete Person macht, nicht verhüten, sondern allenfalls nur das vorläufig über sie gefällte Urtheil hinten nach zu berichtigen, den Vorsatz haben.

Studirte Dunkelheit wird oft mit gewünschtem Erfolge gebraucht, um Tiefsinn und Gründlichkeit vorzuspiegeln; wie etwa in der Dämmerung oder durch einen Nebel gestaltete Gegenstände immer größer gestaltet werden, als sie sind. Das Scotison (machs dunkel) ist der Machtspruch aller Mystiker, um durch gekünstelte Dunkelheit Schatzgräber der Weisheit anzulocken. Ueberhaupt ist auch ein gewisser Grad des Räthselhaften in einer Schrift dem Leser nicht unwillkommen, weil ihm dadurch seine eigne Scharfsinnigkeit fühlbar wird, das Dunkle in klare Begriffe aufzulösen.

Der Schein ist der Grund zu einem irrigen Urtheile aus subjectiven Ursachen, die fälschlich für objectiv gehalten werden; Erscheinung ist aber gar kein Urtheil, sondern blos empirische Anschauung, die durch Reflexion und den daraus entspringenden Verstandesbegriff, zur innern Erfahrung und hiermit Wahrheit wird.

Da jedoch die Kenntniß des Menschen durch innere Erfahrung, weil er darnach großentheils auch Andere beurtheilt, von großer Wichtigkeit, aber doch zugleich von vielleicht größerer Schwierigkeit ist, als die richtige Beurtheilung Anderer, indem der Forscher seines Innern leichtlich, statt blos zu beobachten, Manches in das Selbstbewußtseyn hinein trägt, so ist es rathsam und

sogar nothwendig, von zu beobachtenden Erscheinungen in sich selbst anzufangen, und dann allererst zur Behauptung gewisser Sätze, die die Natur des Menschen angehen, d. i. zur innern Erfahrung fortzuschreiten.

Wer alles, was er sich vornimmt, für leicht hält, ist leichtsinnig. Wem alles, was er vornimmt, leicht läßt, ist gewandt; so wie der, dessen Thun Mühe verräth, schwerfällig ist. — Die gesellige Unterhaltung (Conversation) ist ein bloßes Spiel, worin alles leicht seyn und lassen muß. Daher die Ceremonie (das Steife) in derselben, z. B. das feyerliche Abschiednehmen nach einem Gelage, als altväterisch abgeschafft ist.

Die Gemüthsstimmung des Menschen bei Unternehmung eines Geschäfts ist nach Verschiedenheit der Temperamente verschieden. Einige fangen von Schwierigkeiten und Besorgnissen an (Melancholische), bei Andern ist die Hoffnung und vermeinte Leichtigkeit der Ausführung das Erste, was ihnen in die Gedanken kommt (Sanguinische).

Die Angewohnheit (assuetudo) ist eine physische innere Nöthigung, nach derselben Weise ferner zu verfahren, wie man bis dahin verfahren hat. Sie benimmt selbst den guten Handlungen eben dadurch ihren moralischen Werth, weil sie der Freiheit des Gemüths Abbruch thut, und überdem zu gedankenlosen Wiederholungen eben desselben Acts (Monotonie) führt, und dadurch lächerlich wird. — Angewöhnte Flickwörter (Phrasen zu bloßer Ausfüllung der Leere an Gedanken) machen den Zuhörer unaufhörlich besorgt, das Sprüchelchen wiederum hören zu müssen, und den Redner zur Sprachmaschine. Die Ursache der Erregung des Ekels, den die Angewohnheit eines Andern in uns erregt, ist, weil das Thier hier gar zu sehr aus dem Menschen hervorspringt, das instinctmäßig nach der Regel der Angewöhnung, gleich als eine andere (nicht menschliche)

Natur geleitet wird, und so Gefahr läuft, mit dem Vieh in eine Classe zu gerathen. — Doch können gewisse Angewöhnungen absichtlich geschehen und eingeräumt werden, wenn nämlich die Natur der freien Willkühr ihre Hülfe versagt, z. B. im Alter sich an die Zeit des Essens und Trinkens, die Qualität und Quantität beider Letztern oder auch des Schlafs zu gewöhnen und so allmälig mechanisch zu werden; aber das gilt nur als Ausnahme und im Nothfalle. In der Regel ist alle Angewohnheit verwerflich.

Betrug der Sinne ist, wenn, sobald man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch der Schein sogleich aufhört. Dergleichen sind die Taschenspielerkünste von allerlei Art. — Kleidung, deren Farbe zum Gesicht vortheilhaft absticht, ist Illusion; Schminke aber Betrug. Durch die Erstere wird man verleitet, durch die Zweite geäfft. — Daher kommt es auch, daß man mit Farben nach der Natur gemalte Statüen menschlicher Gestalten nicht leiden mag, indem man jeden Augenblick betrogen wird, sie für lebendig zu halten, so oft sie unversehens zu Gesichte kommen.

Je civilisirter die Menschen sind, desto mehr sind sie Schauspieler; sie nehmen den Schein der Zuneigung, der Achtung, der Sittsamkeit, der Uneigennützigkeit vor Andern an, ohne irgend jemanden dadurch zu betrügen, weil ein jeder Anderer weiß, daß es hiermit eben nicht herzlich gemeint sey, und es ist auch sehr gut, daß es so in der Welt zugeht; denn dadurch, daß Menschen diese Rolle spielen, werden zuletzt die Tugenden, deren Schein sie eine geraume Zeit nur erkünstelt haben, nach und nach wohl wirklich erweckt, und gehen in die Gesinnung über. — Aber den Betrüger in uns selbst, die Neigung, zu betrügen, ist wiederum Rückkehr zum Ge=

horsame unter das Gesetz der Tugend, und nicht Betrug, sondern schuldlose Täuschung unserer selbst.

Mit Gewalt ist wider die Sinnlichkeit in den Neigungen nichts ausgerichtet, man muß sie überlisten, und, wie Swift sagt, dem Wallfische eine Tonne zum Spiele hinwerfen, um das Schiff zu retten.

Die Natur hat den Hang, sich gern täuschen zu lassen, dem Menschen weislich eingepflanzt, selbst um die Tugend zu retten, oder doch zu ihr hinzuleiten. Der gute ehrbare Anstand ist ein Schein, der Andern Achtung einflößt, (sich nicht gemein zu machen). Zwar würde das Frauenzimmer damit schlecht zufrieden seyn, wenn das männliche Geschlecht ihren Reitzen nicht zu huldigen schiene; aber Sittsamkeit, ein Selbstzwang, der die Leidenschaft versteckt, ist doch als Illusion sehr heilsam, um zwischen einem und dem anderen Geschlechte den Abstand zu bewirken, der nöthig ist, um nicht das Eine zum bloßen Werkzeuge des Genusses des Andern herabzuwürdigen.

Höflichkeit (Politesse) ist ein Schein der Herablassung, welcher Liebe einflößt. Die Verbeugungen (Complimente) und die ganze höfische Galanterie, sammt den heißesten Freundschaftsversicherungen mit Worten, sind zwar nicht eben immer Wahrheit, aber sie betrügen darum doch auch nicht, weil ein jeder weiß, wofür er sie nehmen soll, und dann vornehmlich darum, weil diese anfänglich leeren Zeichen des Wohlwollens und der Achtung nach und nach zu wirklichen Gesinnungen dieser Art hinleiten.

Alle menschliche Tugend im Verkehr ist Scheidemünze; ein Kind ist der, welcher sie für ächtes Gold nimmt. — Es ist doch aber besser, Scheidemünze als gar kein solches Mittel im Umlaufe zu haben, und endlich kann es doch, wenn gleich mit ansehnlichem Ver=

luste, in baares Geld umgesetzt werden. Sie für lauter Spielmarken, die gar keinen Werth haben, auszugeben, mit dem sarcastischen Swift zu sagen: die Ehrlichkeit ist ein Paar Schuhe, die im Kothe ausgetreten worden u. s. w. oder, mit dem Prediger Hofstede, in seinem Angriffe auf Marmontels Belisar, selbst einen Sokrates zu verläumden, um ja zu verhindern, daß irgend jemand an die Tugend glaube, ist ein an der Menschheit verübter Hochverrath. Selbst der Schein des Guten an Andern muß uns werth seyn, weil aus diesem Spiele mit Verstellungen, welche Achtung erwerben, ohne sie vielleicht zu verdienen, endlich wohl Ernst werden kann. — Nur der Schein des Guten in uns selbst, muß ohne Schonung weggewischt, und der Schleier abgerissen werden, womit die Eigenliebe unsere moralischen Gebrechen verdeckt, weil der Schein da betrügt, wo man durch das, was ohne allen moralischen Gehalt ist, die Tilgung seiner Schuld, oder gar, in Wegwerfung desselben, die Ueberredung nichts schuldig zu seyn, sich vorspiegelt, z. B. wenn die Bereuung der Uebelthaten am Ende des Lebens für wirkliche Besserung, oder vorsätzliche Uebertretung als menschliche Schwachheit vorgemalt wird.

Schmutz scheint nicht sowohl durch das Widrige für die Zunge, als vielmehr durch den davon zu vermuthenden Gestank Ekel zu erwecken; denn die Einnehmung durch den Geruch (in die Lungen) ist noch inniglicher, als die durch die einsaugenden Gefäße des Mundes, oder des Schlundes.

Je stärker die Sinne, bei eben demselben Grade des auf sie geschehenen Einflusses, sich afficirt fühlen, desto weniger lehren sie. Umgekehrt, wenn sie viel lehren sollen, müssen sie mäßig afficiren. Im stärksten Lichte sieht oder unterscheidet man nichts, und eine stentorisch angestrengte Stimme betäubt oder unterdrückt das Denken.

Der Mangel eines musikalischen Gehörs, obgleich das blos physische unverletzt ist, da das Gehör zwar Laute, aber nicht Töne vernehmen, der Mensch also zwar sprechen, aber nicht singen kann, ist eine schwer zu erklärende Verkrüppelung; so wie es Leute giebt, die sehr gut sehen, aber keine Farben unterscheiden können, und denen alle Gegenstände wie im Kupferstiche erscheinen.

Der Mensch hält oft das, was er sich selbst vorsetzlich ins Gemüth hineingetragen hat, für etwas, das schon vorher in demselben gelegen hat, und glaubt das, was er sich selbst aufdrang, in den Tiefen seiner Seele nur entdeckt zu haben.

Der Hang, in sich selbst gekehrt zu seyn, kann, sammt den daher kommen Täuschungen des innern Sinnes, nur dadurch in Ordnung gebracht werden, daß der Mensch in die äußere Welt, und hiermit in die Ordnung der Dinge, die den äußern Sinnen vorliegen, zurück geführt wird.

Das Geräusch und der Glanz eines Hofes oder auch nur einer großen Stadt neben dem stillen, einfältigen und doch zufriedenen Leben eines Landmanns; ein Haus unter einem Strohdach, inwendig mit geschmackvollen und bequemen Zimmern anzutreffen, belebt die Vorstellung und man weilet gern dabei, weil die Sinne dadurch gestärkt werden. — — Dagegen Armuth und Hoffahrt, der prächtige Putz einer Dame, die mit Brillianten umschimmert und deren Wäsche unsauber ist — oder, wie ehemals bei einem polnischen Magnaten, verschwenderisch besetzte Tafeln, und dabei zahlreiche Aufwärter, aber in Bastschuhen, stehen nicht im Contraste, sondern im Widerspruche, und eine Sinnenvorstellung vernichtet oder schwächt die andere, weil sie unter einem und demselben Begriffe das Entgegengesetzte vereinigen will, welches unmöglich ist.

Durch das Neue, wozu auch das Seltene und das

Verborgengehaltene gehört, wird die Aufmerksamkeit belebt; denn es ist Erwerb, die Sinnenvorstellung gewinnt also dadurch mehr Stärke. Das Alltägige oder Gewohnte löscht sie aus. Der Hang zur Erwerbung einer Kenntniß, bloß ihrer Neuigkeit, Seltenheit und Verborgenheit halber, wird die Curiosität genannt. Diese Neigung, ob sie zwar nur mit Vorstellungen spielend und sonst ohne Interesse an ihrem Gegenstande ist, wenn sie nur nicht auf Ausspähung dessen geht, was eigentlich nur Andere interessirt, ist nicht zu tadeln. — Was aber den bloßen Sinneneindruck betrifft, so macht jeder Morgen bloß durch die Neuigkeit seiner Empfindungen alle Vorstellungen der Sinne, (wenn diese nur sonst nicht krankhaft sind) klarer und belebter, als sie gegen Abend zu seyn pflegen.

Monotonie (völlige Gleichförmigkeit in Empfindungen) bewirkt endlich Atonie derselben (Ermattung der Aufmerksamkeit auf seinen Zustand) und die Sinnenempfindung wird geschwächt. Abwechselung frischt sie auf; so wie ein in eben demselben Tone, es sey geschrieene oder mit gemäßigter, aber gleichförmiger Stimme abgelesene Predigt die ganze Gemeine in Schlaf bringt. — Arbeit und Ruhe, Stadt- und Landleben, im Umgange Unterredung und Spiel, in der Einsamkeit Unterhaltung, bald mit Geschichten, bald mit Gedichten, einmal mit Philosophie und dann mit Mathematik, stärken das Gemüth. — Es ist eben dieselbe Lebenskraft, welche das Bewußtseyn der Empfindungen rege macht; aber die verschiedenen Organe derselben lösen einander in ihrer Thätigkeit ab. So ist es leichter, sich eine geraume Zeit im Gehen zu unterhalten, weil da ein Muskel (der Beine) mit dem andern in der Ruhe wechselt, als steif auf einer und derselben Stelle stehen zu bleiben, wo einer unabgespannt eine Weile

wirken muß. — Daher ist das Reisen so anlockend; nur schade, daß es bei müssigen Leuten eine Leere, (die Atonie) als die Folge von der Monotonie des häuslichen Lebens, zurückläßt.

Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch den Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tode ist nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken gestorben (d. i. todt) zu seyn, welchen also der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er den Leichnam, welcher nicht mehr er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe, oder irgend sonst wo denkt. Die Täuschung ist hier nicht zu heben; denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst. Der Gedanke, ich bin nicht, kann gar nicht existiren; denn bin ich nicht, so kann ich mir auch nicht bewußt werden, daß ich nicht bin.

Es hat Leute gegeben, die für die Lichtvorstellungen keinen größern Vorrath in ihrem Sehvermögen hatten, als weiß oder schwarz, und für die, ob sie gleich gut sehen konnten, die sichtbare Welt, nur wie ein Kupferstich erschien. Eben so giebt es mehr Leute als man wohl glaubt, die von gutem, ja sogar äußerst feinem, aber schlechterdings nicht musikalischem Gehöre sind, deren Sinn für Töne, nicht bloß um sie nachzumachen (zu singen), ganz unempfänglich ist. — Eben so mag es mit den Vorstellungen des Geschmacks und Geruchs bewandt seyn, daß nämlich für manche specifische Empfindungen dieser Stoffe des Genusses der Sinn mangelt, und Einer den Andern hierüber zu verstehen glaubt, indessen daß die Empfindungen des Einen von denen des Andern nicht bloß dem Grade nach, sondern specifisch ganz und gar unterschieden seyn mögen. Es giebt Leute, denen der Sinn des Geruchs

gänzlich mangelt, die die Empfindung des Einziehens der reinen Luft durch die Nase für Geruch halten, und daher aus allen Beschreibungen, die man ihnen von dieser Art zu empfinden machen mag, nicht klug werden können; wo aber der Geruch mangelt, da fehlt es auch sehr am Geschmacke, den, wo er nicht ist, zu lehren und beizubringen vergebliche Arbeit ist. Aber der Hunger und die Befriedigung desselben (die Sättigung) ist ganz etwas anderes als der Geschmack.

Daß das Wort Sinn (aber nur im Singular) so häufig für Gedanken gebraucht wird, ja wohl gar eine noch höhere Stufe als jene des Denkens ist, bezeichnen soll; daß man von einem Ausspruche sagt, es liegt in ihm ein reichhaltiger oder tiefer Sinn (daher das Wort Sinnspruch), und daß man den gesunden Menschenverstand auch Gemeinsinn nennt, und ihn, ob zwar dieser Ausdruck eigentlich nur die niedrigste Stufe vom Erkenntnißvermögen bezeichnet, doch obenan sezt, gründet sich darauf, daß die Einbildungskraft, welche dem Verstande Stoff unterlegt, um den Begriffen desselben Inhalt (zum Erkenntnisse) zu verschaffen, vermöge der Analogie ihrer (gedichteten) Anschauungen mit wirklichen Wahrnehmungen, jenen Realität zu verschaffen scheint.

Alle stumme Berauschung, d. i. diejenige, welche die Geselligkeit und wechselseitige Gedankenmittheilung nicht belebt, hat etwas Schändliches an sich; dergleichen die von Opium und dem Branntweine ist. Wein und Bier, wovon der Erstere bloß reitzend, das Zweite mehr nährend und gleich einer Speise sättigend ist, dienen zur geselligen Berauschung, wobei doch der Unterschied ist, daß die Trinkgelage mit dem leztern mehr träumerisch verschlossen, oft auch ungeschliffen, die aber

mit dem erstern fröhlich, laut und mit Witz redselig sind.

Die Unenthaltsamkeit im gesellschaftlichen Trinken, die bis zur Benebelung der Sinne geht, ist allerdings eine Unart des Mannes, nicht bloß in Ansehung der Gesellschaft, mit der man sich unterhält, sondern auch in Absicht auf die Selbstschätzung., wenn er aus ihr taumelnd, wenigstens nicht sichern Tritts, oder blos lallelnd herausgeht. Aber es läßt sich auch vieles zur Milderung des Urtheils über ein solches Versehen anführen, da die Grenzlinie des Selbstbesitzes so leicht übersehen und überschritten werden kann; denn der Wirth will doch, daß der Gast durch diesen Act der Geselligkeit völlig befriedigt herausgehe.

Weiber, Geistliche und Juden betrinken sich gewöhnlich nicht, wenigstens vermeiden sie sorgfältig allen Schein davon, weil sie bürgerlich schwach sind und Zurückhaltung nöthig haben, wozu durchaus Nüchternheit erfordert wird; denn ihr äußerer Werth beruht blos auf dem Glauben Anderer an ihre Keuschheit, Frömmigkeit und separatistische Gesetzlichkeit. Was das Letztere betrifft, so sind alle Separatisten, d. i. solche, die sich nicht bloß einem öffentlichen Landesgesetze, sondern noch einem besondern (sectenmäßig) unterwerfen, als Sonderlinge und vorgeblich Auserlesene, der Aufmerksamkeit des Gemeinwesens und der Schärfe der Critik vorzüglich ausgesetzt sind; sie können also auch in der Aufmerksamkeit auf sich selbst nicht nachlassen, weil der Rausch, der diese Behutsamkeit wegnimmt, für sie ein Scandal ist.

Der Trunk löset die Zunge, öffnet aber auch das Herz und ist ein materiales Vehikel einer moralischen Eigenschaft, nämlich der Offenherzigkeit. — Das Zurückhalten mit seinen Gedanken ist für ein lauteres

Herz ein beklemmender Zustand, und lustige Trinker dulden es auch nicht leicht, daß jemand bei einem Gelage sehr mäßig sey, weil er einen Aufmerker vorstellt, der auf die Fehler der Andern acht hat, mit seinen eignen aber zurückhält. Hume sagt: unangenehm ist der Gesellschafter, der nicht vergißt; die Thorheiten des einen Tages müssen vergessen werden, um denen des andern Platz zu machen.

Ob man beim Trinken auch wohl das Temperament des Menschen, der sich betrinkt, oder seinen Charakter erforschen könne? Ich glaube nicht; es ist ein neues Flüssige seinen in den Andern umlaufenden Säften beigemischt, und ein anderer Reitz auf die Nerven, der nicht die natürliche Temperatur deutlicher entdeckt, sondern eine andere hineinbringt. — Daher wird der Eine, der sich betrinkt, verliebt, der Andere großsprecherisch, der Dritte zänkisch werden, der Vierte (vornehmlich beim Biere) sich weichmüthig oder andächtig oder gar stumm zeigen; alle aber werden, wenn sie den Rausch ausgeschlafen haben, und man sie an ihre Reden des vorigen Abends erinnert, über diese wunderliche Stimmung oder Verstimmung ihrer Sinne selber lachen.

Begriffe von Gegenständen veranlassen oft, ihnen ein selbstgeschaffenes Bild (durch productive Einbildungskraft) unwillkührlich unterzulegen. Wenn man das Leben und die Thaten eines dem Talente, Verdienste oder Range nach großen Mannes lieset, oder sich erzählen läßt, so wird man gemeiniglich verleitet, ihm in der Einbildungskraft ein ansehnliche Statur zu geben, und dagegen einem der Beschreibung nach Feinen und Sanften im Charakter, eine kleinlich-geschmeidige Bildung. Nicht bloß der Bauer, sondern ein auch wohl genugsam mit der Welt Bekannter, findet sich doch be-

fremdet, wenn ihm der Held, den er sich nach den von ihm erzählten Thaten dachte, als ein kleines Männchen, umgekehrt der sanfte Hume ihm als ein vierschrötiger Mann vorgewiesen wird. Daher muß man die Erwartung von etwas nicht zu hoch spannen, weil die Einbildungskraft natürlicherweise bis zum äußersten zu steigern geneigt ist; denn die Wirklichkeit ist immer beschränkter als die Idee, welche ihrer Ausführung zum Muster dient. —

Es ist nicht vortheilhaft für eine Person, die man zuerst in eine Gesellschaft einführen will, vorher von ihr viel Rühmens zu machen, vielmehr kann es oft ein boshaftes Stückchen von einem Schalk seyn, jene lächerlich zu machen; denn die Einbildungskraft steigert die Vorstellung von dem, was erwartet wird, so hoch, daß die genannte Person, in Vergleichung mit der gefaßten Idee nicht anders als einbüßen kann. Eben dieses ereignet sich, wenn man eine Schrift, ein Schauspiel, oder sonst etwas, was zur schönen Kunst gehört, mit übertriebener Lobpreisung ankündigt; denn da kann es, wenn es zur Darstellung kommt, nicht anders als sinken. Selbst ein gutes Schauspiel nur gelesen zu haben, schwächt schon den Eindruck, wenn man es aufführen sieht. — Ist nun aber das vorher Gepriesene das gerade Widerspiel von dem, worauf die Erwartung gespannt war, so erregt der aufgeführte Gegenstand, wenn er sonst unschädlich ist, das größte Gelächter.

Wenn man sagt, einen festen Schlaf ohne Träume gehabt zu haben, so ist das doch wohl nicht mehr, als daß man sich dieser beim Erwachen gar nicht erinnert; welches, wenn die Einbildungen schnell wechseln, jemandem wohl auch im Wachen begegnen kann, nämlich im Zustande einer Zerstreuung, wo man auf die Frage, was der mit starrem Blicke eine Weile auf denselben

Punkt Geheftete jetzt denke, die Antwort erhält: ich habe nichts gedacht. — Das Träumen ist eine weise Veranstaltung der Natur zur Erregung der Lebenskraft durch Affecten, die sich auf unwillkührlich gedichtete Begebenheiten beziehen, indessen daß die auf der Willkühr beruhenden Bewegungen des Körpers, nämlich die der Muskeln, suspendirt sind. —

Man will bemerkt haben, daß sich mit einander wohlvertragende Eheleute nach und nach eine Aehnlichkeit in Gesichtszügen bekommen, und deutet es dahin aus, die Ursache sey, weil sie sich um dieser Aehnlichkeit halber geehligt haben, welches doch falsch ist; denn die Natur treibt beim Instincte der Geschlechter eher zur Verschiedenheit der Subjecte, die sich in einander verlieben sollen, damit alle Mannigfaltigkeit, welche sie in ihre Keime gelegt hat, entwickelt werde; vielmehr die Vertraulichkeit und Neigung, mit der sie einander in ihren einsamen Unterhaltungen, dicht neben einander, oft und lange in die Augen sehen, bringt sympathetisch-ähnliche Mienen hervor, die, wenn sie fixirt werden, endlich in stehende Gesichtszüge übergehen.

In der Gesellschaft stumm seyn, und nur dann und wann ein ganz gemeines Urtheil fallen zu lassen, sieht aus wie verständig seyn, so wie ein gewisser Grad Grobheit für (alte teutsche) Ehrlichkeit ausgegeben wird.

Ein Kopf von langsamem Begreifen, ist darum noch kein schwacher Kopf; so wie der von behenden Begriffen nicht immer auch ein gründlicher, sondern oft ein sehr seichter ist.

Der Verdacht, daß es mit jemandes Kopfe nicht richtig sey, fällt schon auf den, der mit sich selbst laut spricht, oder darüber ertappt wird, daß er für sich im Zimmer gesticulirt. — Mehr noch, wenn er sich mit Eingebungen begnadigt oder heimgesucht und mit höhern

Wesen im Gespräche und Umgange zu seyn glaubt; doch dann eben nicht, wenn er zwar andere heilige Männer dieser übersinnlichen Anschauungen vielleicht für fähig einräumt, sich selbst aber dazu nicht auserwählt zu seyn wähnt, ja es auch nicht einmal zu wünschen gesteht, und also sich ausnimmt.

Witz hascht nach Einfällen, Urtheilskraft strebt nach Einsichten. Bedachtsamkeit ist eine Bürgemeistertugend. — Der Witz geht mehr nach der Brühe, die Urtheilskraft nach der Nahrung. Die Jagd auf Witzwörter (bons mots), macht seichte Köpfe, aber ekelt den gründlichen nach gerade an. Er ist erfinderisch in Moden, d. i. den angenommenen Verhaltungsregeln, die nur durch die Neuheit gefallen, und ehe sie Gebrauch werden, gegen andere Formen, die eben so vorübergehend sind, ausgetauscht werden müssen.

Ob der Welt durch große Genies im Ganzen sonderlich gedient sey, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machen, mit ihrem alltägigen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande, nicht das Meiste zum Wachsthume der Künste und Wissenschaften beitragen, indem sie, wenn gleich keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stiftete, mag hier unerörtert bleiben; — aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner (besser Genieaffen) genannt, hat sich unter jenem Aushängeschilde mit eingedrängt, welcher die Sprache außerordentlich von der Natur begünstigter Köpfe führt, das mühsame Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaften mit einem Griffe gehascht zu haben, ihn aber im Kleinen concentrirt und kraftvoll zureichen, vorgiebt. Dieser Schlag ist, wie jener der Quacksalber und Marktschreier, den

Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweiheten oder Machthaber vom Weisheitssitze herab im entscheidenden Tone abspricht und so die Armseligkeit des Geistes zu verstekken weiß. Was ist hier wieder anders zu thun als zu lachen und seinen Gang mit Fleiß, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen?

Der allgemeine Kopf, welcher alle verschiedenartigen Wissenschaften umfaßt und begreift, ist von dem erfinderischen verschieden. Der Erste ist es in dem, was gelernt werden kann; der Andere ist der Mann, nicht sowohl von großem Umfange des Geistes als vielmehr intensiver Größe desselben, in allem Epoche zu machen, was er unternimmt.

Zu allem Gebrauche des Erkenntnißvermögens ist Vernunft erforderlich; man kann daher die Anforderungen dieser in folgende drei Fragen zusammenfassen:

Was will ich? (fragt der Verstand).

Worauf kommt es an? (fragt die Urtheilskraft).

Was kommt heraus? (fragt die Vernunft).

Die Beantwortung der ersten Frage erfordert nun einen klaren Kopf, sich selbst zu verstehen und diese Naturgabe ist bei einiger Ausbildung ziemlich gemein, besonders wenn man darauf aufmerksam macht. Eine treffende Beantwortung der zweiten ist weit seltener, weil sich vielerlei Arten der Bestimmung des vorliegenden Begriffs oder scheinbaren Auflösung der Aufgabe darbieten; welche ist nun die Einzige, die dieser genau angemessen ist? (z. B. bei Prozessen oder im Anfange gewisser Handlungsplane zu einem und demselben Zwekke.) Hierzu ist ein Talent der Auswahl des in einem gewissen Falle gerade zu Treffenden, welches sehr er=

wünscht, aber sehr selten ist. Man muß gerade den Punkt treffen, worauf es ankommt und welcher nur ein einziger ist; nun ist die Sache kurz abgemacht und der Spruch der Vernunft erfolgt von selbst.

Der Verstand ist positiv und vertreibt die Finsterniß der Unwissenheit; die Urtheilskraft mehr negativ, zur Verhütung der Irrthümer aus dem dämmernden Lichte, in welchem die Gegenstände erscheinen. Die Vernunft verstopft die Quelle der Irrthümer (der Vorurtheile) und sichert hierdurch den Verstand durch die Allgemeinheit der Grundsätze.

Büchergelehrsamkeit vermehrt zwar die Kenntnisse, aber erweitert nicht den Begriff und die Einsicht, wenn nicht die Vernunft dazu kommt.

Für die Classe Menschen, welche Wahrheit und Weisheit suchen, sind unwandelbare Gebote: 1) selbst zu denken; 2) sich in der Mittheilung seiner Gedanken und Meinungen in die Stelle jedes Andern zu denken, und 3) jederzeit mit sich selbst einstimmig zu denken. Der erste Grundsatz ist negativ, nicht auf die Worte des Lehrers zu schwören und also der zwangsfreien; der zweite positiv, der liberalen, sich den Begriffen Anderer bequemenden, und der dritte der folgerichtigen (consequenten) Denkart.

Die Arbeit ist die beste Art die Zeit zu vertreiben. Diese wird durch nichts anders ausgefüllt als durch Arbeit, welche eine gezwungene Beschäftigung der Muße ist, welche Beschwerden bei sich führt, die man um eines Zwecks willen übernimmt. Man sollte daher glauben, die Arbeit könne uns nur wegen des Zwecks Vergnügen machen, allein dies ist nicht der Fall; sie gewährt unserm Gemüthe Ruhe und wir behalten so das Vergnügen immer in der Aussicht.

Jede Art von Neuigkeit erhöhet den Eindruck. Bei

der Jugend sind alle Eindrücke neu, und man hat bemerkt, daß Kinder, die man für boshaft hält, weil sie so Vieles zerbrechen, gern alles probiren, um den Sachen neue Gestalten zu geben und ihre Kräfte versuchen wollen. Kinder haben noch keinen Begriff von dem Schaden, welchen sie anrichten. Den Sachen eine neue Gestalt zu geben, ist ein Kunststück, wodurch man sie angenehm macht. Daher verlangt man oft von den Geistlichen, sie sollen Neues auf der Kanzel vorbringen, weil nützliche Sachen, wenn sie neu sind, mehr Eindruck machen. Dieses Verlangen der Menschen nach Neuigkeiten müssen die Geistlichen nicht in der Erbsünde, sondern in der Beschaffenheit der Menschen suchen, welche durch das Neue gerührt werden und dadurch den Eindruck besser bemerken wollen. Daher sind Ermahnungen und Erinnerungen so verdrüßlich, wenn man ihnen keinen Nachdruck zu geben versteht. Der Mensch kann durch ein ewiges Einerlei nicht gerührt werden, weil es in der Natur der Sinne liegt, daß der Eindruck bei jeder Wiederholung nicht gleich stark seyn kann.

Der Mensch spielt hier auf Erden eine seltsame Rolle; in seinem Betragen zeigt er niemals Wahrheit, verbirgt die Thorheit, hebt eine gute Seite heraus und sucht immer das, was der Gesellschaft angenehm seyn und ihm Ehre bringen kann. Menschen, welche immer die Fehler Anderer aufspüren, werden endlich Menschenfeinde.

Die Arbeit ist das, was uns die Zeit verwirklicht.

Alles sezt sein Vergnügen in die entfernteste Zukunft. Wir haben für die ganze Thätigkeit unserer Seele keine andere Triebfeder als die, welche Hoffnung hervorbringt. Alles Gegenwärtige interessirt nur, weil es mit dem Keime des Künftigen geschwängert ist. Es ist daher kein Wunder, wenn man allen Thorheiten nach-

läuft, welche uns eine Aussicht in unsern künftigen Zustand versprechen.

Je Mehreres uns in Ansehung der Zukunft unbekannt ist, desto begieriger fallen wir auf den geringsten Schein von derselben, und überhaupt auf jede Thorheit, um nur einige Aussichten in die Zukunft zu gewinnen. Daher achten wir auf die Anwandelungen, die in uns entspringen und die die Einbildungskraft in unserer Empfindung erregt. Die Art von Eindrücken, welche durch dunkle Vorstellungen der Einbildungskraft in uns erweckt werden und in welchen wir den Anfang des Zukünftigen zu empfinden glauben, nennt man Ahndungen. Diese sind bei vielen Menschen ein starker Grund, etwas zu vermuthen, was ihnen bevorsteht. Sie sind dunkle Bewegungen des Gemüths, die entweder mit Bangigkeit oder mit Munterkeit begleitet sind. Da gewöhnlich das, was uns sehr angenehm ist, wenn wir es vorher vermuthen, uns ungemein erfreuet, wenns eintrifft, so behalten wir dasselbe im Gedächtnisse; trifft es aber nicht ein, so ärgern wir uns und vergessen alles. Hiervon rührt der Glaube an Ahndungen her.

Wir befragen sogar die Träume, um aus ihnen etwas von der Zukunft zu erfahren. Es ist merkwürdig, daß hier die Vernunft der Unvernunft zueilt und daß das Auge des Menschen in die Zukunft hinüber blickt und er dieses thut, wenn er sich der Vernunft nicht bedienen kann. Wir räumen zwar der Vernunft einen großen Rang bei der Leitung ein, aber wir glauben doch, daß sie in Ansehung des Verborgenen nicht so weit sehen kann, als unsere Einbildungskraft; daher scheinen uns die Träume, eben weil sie so unsinnig sind, viel Weisheit zu enthalten.

Es ist Thorheit, die Träume unter Regeln bringen zu wollen und sie dadurch zu deuten. Die Ursache, daß

man so viel auf Träume hält, muß wohl darinnen liegen, weil die Träume, so lange sie dauern, etwas Täuschendes haben, so daß man nicht weiß, ob sie wahr sind.

Alle Traumauslegungen deuten das Gegentheil von den Träumen. Wer träumt, daß er gefangen sey, soll, wie man sagt, zu großen Ehren gelangen, aber dies ist unbegreiflich und ungereimt. Allein im Traume liegt etwas, was den Philosophen wohl beschäftigen kann, nicht Bedeutungen daraus zu ziehen, sondern mehrere Erscheinungen daraus zu erklären; auf diese Art können Träume manchmal wohl etwas bedeuten. Die Träume scheinen die Absicht zu haben, alle Organe zur Zeit des Schlafs anzuregen und der Vitalempfindung zu Hülfe zu kommen. Zur Nachtzeit wird die Galle abgesondert; wenn nun bisweilen davon etwas ins Blut kommt, so enthält der Traum Aergerniß und Zorn, welche der Reitz der Galle erregt. Wenn der Mensch nun aufsteht, so steht ihm der Kopf nicht recht. Die Stimmung des Körpers hat hier der Traum gemacht und macht auch die Folge des Traums. In andern Fällen aber kann man aus den Träumen keinen Zusammenhang herausbringen mit dem, was geschieht, und wir müssen kein Princip der Erklärung einräumen, als wobei man nach allgemeinen Gesetzen verfahren kann.

Aus dem Zusammenhange der Ursachen mit den Folgen ergiebt sich, daß wir etwas von der Zukunft einige Zeit vorhersagen können. Der gemeine Mann fragt bei jeder Erscheinung, was mag sie wohl bedeuten? Er will immer die Folge des Zukünftigen voraus wissen. Der Gelehrte fragt jederzeit, was mag wohl die Ursache davon seyn? Die Absicht der Natur mit diesem Wahrsagevermögen ist ohne Zweifel, daß wir es brauchen sollen in Ansehung des Zukünftigen, dessen natür-

liche Veränderung in unserer Gewalt ist. Die Natur hat uns kein leeres Vermögen gegeben, sondern jedes derselben hat einen zweckmäßigen Gebrauch. Das Uebrige, was man dazu thut, ist nur eine Verwahrlosung eines solchen Vermögens. Wir haben Voraussicht nöthig, um uns vor Uebeln zu hüten; aber in Ansehung der Dinge, welche nicht in unserer Gewalt sind, hat uns die Natur kein Vermögen gegeben; da wir dem Tode nicht entgehen können, so ist von der Natur nicht vorher bestimmt, daß wir ihn wissen können. Bei den freien Handlungen der Menschen ist's auch nicht gut, sie vorher zu wissen, weil viele sonst nicht gethan werden würden. Diese Vorhersagungskunst gehört also nur zum praktischen und nützlichen Gebrauche aller Vermögen.

Wir haben zwei Wörter, welche die Voraussehung in die Zukunft entbehrlich machen. Das Glück und das Schicksal sollten den Menschen in Ansehung der Zukunft ganz sorglos machen. Indessen will man gern dieses Schicksal vorhersehen, und ob die Astrologie nicht vielleicht wissen möchte, daß unser Schicksal im Sternenbuche verzeichnet sey. Aber was hilfts, das Schicksal vorher zu wissen, dem man nicht mehr entgehen kann? Doch ist man immer erpicht darauf. Glück nennt man, wenn man sich eine Begebenheit vorstellt, wie die, die sich nicht nach der Bestimmung einer Regel, sondern nach einem bloßen Zufalle ereignet.

Wenn man das Glück verpersönlicht, als ob es ein besonderer Grund des Weltlaufs sey, so thun dies vorzüglich Geschäfte, welche mehr vom Glücke abhängen als Andere. Fischer, Jäger, haben den Aberglauben, daß eine geheime Macht die Ereignisse der Dinge lenke und finden allenthalben unbekannte Ursachen. Spieler sind sehr abergläubisch; denn weil beim Spiele nicht

alles auf ihre Geschicklichkeit ankommt, so fallen sie in den Aberglauben von glücklichen Tagen, von fatalen Menschen u. s. w.

Die Wahrsagung von der Zukunft ist nur dazu da, um von unserer Klugheit Gebrauch zu machen und uns der Kenntniß des Künftigen zu unserm Vortheile zu bedienen. Hierauf gründet sich die moralische Regel: sey nicht sorglos und sorge für die Zukunft; denn Vorsorge ist die Achtsamkeit, indem ich fürs Künftige sorge, welches in meiner Gewalt ist. Sorgen hingegen ist der Kummer über Dinge, welche nicht in meiner Gewalt stehen. Die Sorglosigkeit ist das Glück der rohen Menschen, welche es wirklich besser haben mögen, als die, welche auf die Zukunft Vorbereitungen machen, die noch ungewiß ist und sich also das Leben verbittern, weil sie künftige Plagen in den gegenwärtigen Genuß einmischen. Daher ist eine Hauptmaxime: man muß immer suchen im Leben nichts Großes zu erwarten, weder in Ansehung des Glücks noch des Unglücks. An beide gewöhnt sich der Mensch so, daß er mit der Zeit das Uebel gewohnt und daß ihm das Glück unschmackhaft wird. Es ist daher ein Beruf der Natur, sich von der Todesfurcht in der Zukunft frei zu machen, so wie auch von der Leidenschaft in der Zukunft zu hoffen; denn die Sehnsucht dehnt das Herz mit vergeblichen Wünschen aus und schwächt den Menschen. Man kann also sowohl der Furcht als der Hoffnung entsagen. Der Arzt dient daher oft dazu, den Patienten zum Poltron zu machen. Wilde und gemeine Leute sterben gelassen, indem sich ihre Lebenskräfte allmälig vermindern; aber Personen, welchen der Arzt anfängt, Hoffnung zu machen, dann die Hoffnung der Wiedergenesung abschneidet, gerathen in Kummer, weil sie sich plötzlich an eine andere Denkart gewöhnen sollen. Wenn der Mensch schon Hoffnung

faßte, er werde davon kommen, und wenn ihm hernach gesagt wird, er könne nicht gerettet werden, so kann er schwerlich Muth fassen.

Indessen müssen wir die Vorsorge der Natur sehr bewundern, daß sie die Täuschung verursacht hat und uns so leicht mit der Hoffnung eines entfernten Todes beruhigt. Der Tod scheint den Alten so entfernt zu seyn, als den Jünglingen. Durch dieses Mittel wird der Tod erleichtert, welchen der Mensch verabscheuet. Dies würde nicht der Fall seyn, wenn wir den Tag des Todes wüßten, aber nun suchen wir in unserer Phantasie den Lebenstermin zu verlängern.

Ein Mensch ist beschränkt (bornirt), wenn er an dem fest hängt, was er gelernt hat. Er kann sich nicht von dem Gelernten loß machen und es einer höhern Prüfung unterwerfen. Der erweiterte Begriff kommt nicht vom Lernen her, sondern beruht auf der Geschicklichkeit der Vernunft, über das Gelernte urtheilen zu können.

Man kann mit einigen Menschen gar nichts anfangen, weil sie sich zu eingeschränkte Begriffe von dem machen, was sie erlernt haben. Sie nehmen keine Idee an, welche nicht zu ihren eingesogenen Begriffen paßt und können sie nicht fassen. Die beßte Gelegenheit zur Erweiterung der Begriffe ist eine Art von Scepsis (Zweifel), alles Angenommene zu schütteln und zu rütteln, um darüber Zweifel zu erregen, damit man aus höhern Grundsätzen als aus der Schulwissenschaft urtheilen kann.

Man sagt, der Mensch hat einen erweiterten Begriff, wenn er in Ansehung der Gegenstände nicht in einem zu engen Horizonte eingeschlossen ist; hierzu dient Geographie und Historie, so daß man nicht glaubt, der Ort, wo man urtheilt, sey ein abgesonderter Planet, sondern man muß wissen, wie auch Andere urtheilen.

Man erweitert die Begriffe eines Menschen, wenn man ihm gestattet, selbst zu urtheilen.

Dem Menschengeschlechte ist nicht anders zu helfen, als daß es über alles critisire (urtheile, kunstrichtere) und so seine Ideen verbessere.

Man nennt einen Menschen einfältig, der wenig Verstand hat; dumm nennt man den, der gar keine Urtheilskraft hat. Um einen Menschen als einfältig zu bezeichnen, sagt man, er ist kein Hexenmeister, er hat das Pulver nicht erfunden, er wird das Vaterland nicht verrathen, und dies sind lauter böse Dinge, die man einem solchen Menschen nicht zutrauet. Wir glauben also bei einem dummen Menschen vor Schaden sicherer zu seyn als bei einem klugen, aber dieser Grundsatz ist ganz falsch; denn es gehört nicht viel Klugheit dazu, um zu schaden; im Gegentheil der Dumme kann leichter schaden; denn ein Mensch von Ueberlegung weiß, was für Schaden in diesem Falle auf ihn selbst zurückfallen würde. Die Natur hat gewiß gute Eigenschaften mit einander vereinbart und nicht Klugheit mit Arglist verbunden. Eine Uhr, welche ein schlechtes Gehäuse hat, taugt gewiß nichts, und wo ich wahrhafte Redlichkeit antreffe, da ist auch Verstand. Die Natur hätte sich die Mühe gegeben, die Rechtschaffenheit der Seele zu bilden und sollte den Menschen dumm gemacht haben? Zwar ist nicht jeder von solcher Behendigkeit der Begriffe und gewöhnlich zeigt sich, daß die Menschen von behenden Begriffen wenig Einsichten haben. Von einem Andern, der langsam von Begriffen ist, sagt man, er habe wenig Verstand, aber laßt ihm nur Zeit, die Begriffe zu untersuchen, so wird er sein Talent wohl zeigen; daher kann man nicht behaupten, daß man bei der Dummheit sicher sey; denn die Geschicklichkeit, Andere zu betrügen, erfordert nicht viel Verstand und es ist mehr Ehre, betrogen

zu werden; denn dieses zeigt, daß man Zutrauen in die Rechtschaffenheit Anderer setzt und daß man lieber etwas leiden will, als menschenhassendes Mißtrauen hegen. Man wird also den Verstand nicht aus der Geschicklichkeit zu betrügen beurtheilen können.

Wir bedienen uns des Witzes zum Zeitvertreibe und der Vernunft aus Pflicht; daher ist aller Gebrauch der Letztern für uns ein Geschäft. Allein die Menschen reißen gern die Vernunft von ihrem Posten weg und überlassen sich lieber der sorgenlosen und angenehmen Thorheit und allen Spielen ihrer Launen. Die Vernunft ist die Eigenschaft des Menschen, welche er zwar am meisten hochachtet, aber doch nicht liebt und sich daher ihrem Zwange zu entziehen sucht. Daher suchen Viele berauschende Getränke, Zerstreuungen und faseln in Erholungen herum; die Vernunft ist ihnen zu ernsthaft und schränkt sie zu sehr ein.

In Gesellschaft mit seiner Vernunft prangen zu wollen, macht nicht beliebt, sondern Thorheit, mit etwas Vernunft vermischt, giebt Andern in Ansehung ihrer einen Werth; denn nun glauben sie sich auch einige Fehler nachsehen zu können.

Zeitverkürzungen hält man mit Vergnügungen für einerlei, weil wir uns desto erquickter fühlen, je schneller wir über die Zeit hinwegkommen.

Das Ausfüllen der Zeit durch planmäßig fortschreitende Beschäftigungen, welche einen wichtigen Zweck zur Folge haben, ist das einzige sichere Mittel, seines Lebens froh und dabei doch auch lebenssatt zu werden. Je mehr du gedacht, je mehr du gethan hast, desto länger hast du gelebt.

Wer in mißlichen Glücksumständen ist und nun jemanden z. B. seine Eltern, einen nahen Anverwandten, beerbt, der kann sich nicht enthalten, sich ins geheim

über ihren Tod zu freuen, aber auch nicht, sich über diese Freude Vorwürfe zu machen. Dies nämliche thut der Adjunktus, welcher einem würdigen Vorgänger im Amte folgt.

Das kräftigste und leichteste Beruhigungsmittel aller Schmerzen ist der Gedanke, daß das Leben nicht durch den Genuß, sondern durch den Gebrauch Werth erhält. Ein gutes Gewissen mildert alle Uebel und verscheucht sie endlich. Wer zu ängstlich um sein Leben besorgt ist, der wird desselben nie froh.

Ein ideenreiches und geschmackvolles Gedicht ist das beste Belebungsmittel des Gemüths.

Geplagte Ehemänner werden ihre Uebel so gewohnt, daß sich ein Anderer gar nicht vorstellen kann, wie sie so roth und frisch aussehen, aber sie gewöhnen sich so an das Schelten und Keifen ihrer Weiber, wie die Müller an das Klappern ihrer Mühlen.

Unsere Phantasie stellt uns das Angenehme des vergangenen Zustandes übertrieben angenehm vor, wodurch die Zufriedenheit mit der Gegenwart vermindert wird. Wenn Menschen alt werden, so loben sie die vergangene Zeit, weil sie gesehen zu haben glauben, daß die Leute ehemals besser waren und jetzt schlechter worden seyn. Von diesem Wahne kann sich der schlechteste Mensch nicht loßreißen und zu allen Zeiten haben die Menschen geglaubt, daß es in ihren Jugendjahren besser gewesen sey; wäre dies wahr, so müßte die Welt schon längst in Trümmern liegen, obgleich immer sich alles gleich bleibt. Aber hieran ist die täuschende Einbildungskraft Schuld, welche die erloschenen Bilder mit lebhaftern Farben ausmahlt. Und obgleich die Jugendjahre sehr beschwerlich sind, wenn man sich nur z. B. an die Plagen der Schule erinnert, so sind doch die meisten Menschen so geartet, daß sie glauben, dies

wären die glücklichsten Jahre gewesen. Ueberhaupt sind die Menschen in Hinsicht des Vergangenen so gestimmt, daß ihre Phantasie ihnen in Ansehung der Vergangenheit glücklichere Gegenstände vorstellt als sie wahrhaft waren, wodurch man die jetzige Zufriedenheit schwächt, da man doch vielmehr dahin trachten sollte, daß unser gegenwärtiger Zustand angenehm und glücklich würde.

Unsere Einbildungskraft ist sehr zur Parteilichkeit gestimmt. Die Liebe verschönert alles, so daß man glaubt, eine Person sey schön, weil sie andere Eigenschaften hat; der Haß hingegen verhäßlicht alles, und wir glauben, daß der eine tückische Miene habe, der uns ehemals Unrecht gethan hat. Von jedem Missethäter sagt man, daß er tückisch aussehe; freilich sieht er in der Angst nicht offen und freimüthig aus, aber ob er uns noch tückisch vorkommen würde, wenn er nicht gefangen säße, ist eine andere Frage. Daß man sich durch die Phantasie ein Bild mahlen kann, wovon uns die Wirklichkeit nichts zeigt, sieht man daraus, daß, wenn man sich eingebildet hat, dieser oder jener sey gestört, dem Andern alles, was dieser bei Laune thut, als zweideutig vorkommt. Man glaubt allerhand Lächerliches wahrzunehmen, was einen verrückten Menschen anzeigt. Die Phantasie mahlt uns allerhand Dinge vor und man weiß sich nicht zu fassen, wenn man hernach hört, daß es eine Lüge gewesen ist. Jeder Mensch glaubt das zu fassen, wovon sein Kopf voll war. Die Gewohnheit zu gewissen Bildern, womit man sich beschäftigt, hält das Gemüth bei denselben gegenwärtig und verdrehet das Urtheil, so daß man alles zu sehen glaubt, was man zu sehen gewünscht hat. Schwärmer oder Leute, welche einer gewissen Sekte ergeben sind, finden alles in der Bibel, was sie wollen. Sie sehen

etwas so deutlich ausgedrückt und müssen über die Blindheit anderer Menschen erstaunen.

Bei einem Lügner ist die Gewöhnung zu lügen oft unwillkührlich und man kann nicht sagen, daß gewisse Menschen eine Absicht beim Lügen haben; sie thun es nicht aus Absicht oder aus Interesse, Gutes zu stiften, sondern ihre Einbildungskraft ist so wild, daß sie mit ihnen davon läuft, und indem sie mehr sprechen als sie sich bedacht haben, verfehlen sie sich und eine Lüge erzeugt die andere.

Die Einbildungskraft bringt aus dem, was jemand sieht, eine Nachahmung hervor; wenn ein Mensch im Affect spricht, so macht der Andere alle Mienen nach, womit jener spricht, ohne es selbst zu merken; Personen, welche einander lieben, nehmen, wenn ihre Gesichtsbildung nicht zu sehr verschieden ist, zuletzt fast einerlei Gesicht und Mienen an.

Es ist in einigen Bewegungen des Menschen etwas Sympathetisches, welches zuletzt dieselbe Wirkung bei uns und Andern hervorbringt. Das Gähnen bewirkt vermittelst der Phantasie eine unwillkührliche Nachahmung desselben, besonders wenn man in Gedanken ist.

Es ist merkwürdig, daß die Einbildungskraft stärker wirkt als die Gegenwart der Sache, indem die Leidenschaft durch jene mehr vergrößert wird als durch die Sache selbst. Es giebt Verliebungen, wo die Gegenwart der Person zwar einen großen Eindruck auf den Verliebten macht, aber dieser Eindruck wird größer, wenn jemand in der Abwesenheit in eine Person verliebt wird. Die Ursache hiervon ist, weil er in der Anwesenheit allerhand kleine Fehler sieht, welche er in der Abwesenheit nicht bemerken kann. Ein solcher Verliebter ist nicht anders zu heilen als durch die Ehe, welche das Ende aller Liebe ist, so daß man es auch z. B. in

Frankreich für einen Widerspruch hält, in der Ehe zu seyn und sich zu lieben.

Ein Affect, welcher auf der Einbildung beruht, ist schwerer zu dämpfen als jener, welcher auf einer Sache beruht; denn im letzten Falle läßt er sich widerlegen, aber die Einbildung ist fruchtbar und bietet alle Kräfte auf. Man weiß, daß Verliebte in fremde Länder reiseten, um die Leidenschaft der Liebe loß zu werden, aber dies half nichts, sie konnten sich bloß durch heirathen helfen. Diese Personen waren durch den Reitz der Phantasie mehr eingenommen als durch andere Gründe. Man sagt von der Einbildung, daß sich in der ersten Zeit der Mündigkeit die stärksten Eindrücke der Liebe finden, so daß sich die Person, welche dann Eindruck auf sie macht, ihnen am tiefsten einprägt, wenn man gleich hundert Fehler an ihr bemerke.

Die Phantasie spielt mehr des Abends als des Morgens. An diesem scheint die Herrschaft des Verstandes erneuert zu seyn, des Abends fängt die Einbildungskraft zu schwärmen an. Wenn der Mensch des Abends anfängt von dem Zustande nach dem Tode zu sprechen, so ist dies der Phantasie sehr willkommen; aber des Morgens ist dies eine sehr schale Unterhaltung. So lange der Mensch Herr seiner Phantasie ist, kann er arbeiten; läßt er diese aber schwärmen, so thut dies ihm großen Schaden und dies geschieht meistens des Abends. Daher haben mehrere Aerzte die Bemerkung gemacht, daß das lange Aufbleiben in der Nacht dem Körper sehr nachtheilig sey, aber sie haben davon nicht die richtige Ursache angegeben; sie sagen wohl, es sey dem Körper zuträglich vor Mitternacht zu schlafen, aber dies erklärt nichts. Die wahre Ursache ist folgende: des Abends ist unsere Phantasie sehr geneigt herum zu schweifen und sich an Hirngespinsten

zu vergnügen. Die Sinne haben alsdann weniger Unterhaltung und so kommen wir auf Dinge, welche auf unsere Einbildungskraft wirken und diese wirkt so sehr auf unsere Nerven, daß dadurch gar sehr am menschlichen Leben genagt und gezehrt wird. Diese innere Schwächung der Nerven ist der Quelle des Lebens viel nachtheiliger als vieles Andere. Man trifft zu dieser Zeit auch nie Menschen an, die ganz gelassen wären; sie gehen dann mit lauter Luftschlössern um und sind gar nicht ruhig. Und obgleich diese Affizirung innerlich ist, so geht sie doch immer auf Unkosten unserer Lebenskraft; legt man sich aber bald nach dem Abendessen zum Schlafen nieder, so wird man am Morgen nicht bloß stärker, sondern auch vor nachtheiligen Nervenaffizirungen sicher seyn. Auf diese Art muß man den Lauf der Phantasie oder die Schwärmerei zu heilen suchen. So lange man in Gesellschaft ist, wird man sich noch immer im Gleise halten; daher muß man, wenn man von da weggeht, sich sogleich zu Bette legen und nicht spät aufsitzen.

Auf der Phantasie beruhen eine Menge Krankheiten und auch ihre Heilung. Die Aerzte helfen meistentheils durch die Zuversicht und Ruhe, welche ihre Gegenwart den Patienten einflößt, wobei der Körper mehr zu seiner Gesundheit arbeiten kann, aber der Arzt ist auch die Ursache vieler Krankheiten; denn jeder Mensch meint, der Arzt verstehe am besten am Körper zu pflicken, und so werden sie in der Einbildung krank.

Wenn man sehen will, was für ein großes Geschäft die Phantasie treibt, so darf man nur seine eigene Unterhaltung nehmen. In der Einsamkeit ist jeder Mensch beschäfftigt, macht Plane, findet darin seine wahre Unterhaltung, kann sich Romane so lebhaft darstellen und hat das Vergnügen, immer die Hauptperson dabei zu seyn.

Man kann behaupten, daß die Ehen glücklich sind, wo der Mann sich einbildet, daß seine Frau große Gegenliebe gegen ihn habe, und diese Einbildung ist das, was das Glück ihres Lebens ausmacht. Daher ist die Frau schon gegen ihren Mann gefällig, die, wenn sie schon keine Liebe für ihn hat, doch alles das thut, was eine Gegenliebe zu verrathen scheint; denn dahin geht doch bloß seine Einbildungskraft, und er wird es immer glauben; die Phantasie ist bei dem Menschen von eben dem Werthe als die Wirklichkeit.

Wenn ein Geitziger Geld sammelt, ohne eine weitere Absicht dabei zu haben, so reizt ihn nichts als der Genuß dieser Reichthümer oder die Phantasie. Wenn er seine Nachbarn Staat machen sieht, so stellt er sich vor, daß er dies alles auch haben könnte und noch zu genießen hat, und dann stellt er sich hinterher auch noch das Mißvergnügen vor, wenn jemand nach genossenem Vergnügen mit leerem Beutel zurückkommt. Dieser Zustand beim Geitzigen hat viele Vorzüge; er behält alles sein Geld in der Tasche und sieht alles Vergnügen noch vor sich. Man sieht also, daß die Leidenschaft des Geitzes nicht ganz blind ist; denn sie nährt eine unerschöpfliche Quelle von Einbildungen.

Manche Menschen sind nicht im Stande, etwas Einstimmiges in den Dingen zu finden, Andere finden alles ähnlich, welches ein Geschäft des Witzes verräth. Der Witz bringt einen Vorrath von Kenntnissen zusammen, die Urtheilskraft aber wirft alles wieder weg, was mit einem festen Erkenntnisse nicht zusammen hängt, sie berichtigt unsere Begriffe. Der Witz belebt das Gemüth und leitet uns aufs Mannichfaltige; die Urtheilskraft schränkt die Lebhaftigkeit des Gemüths ein, indem sie uns beim Nachdenken behutsam macht. Der Witz ist darum beliebt, weil er aufgeweckt ist; die Ur-

theilskraft ist bedachtsam und darum hochgeachtet; allein so hochgeachtet sie immer ist, so ist sie doch nicht so beliebt; denn jeder sucht den Witz mehr als die Urtheilskraft; der Witz macht ohne sie Glück, aber das wahrhafte Verdienst findet nicht allenthalben Liebhaber. Die Urtheilskraft erhält Bewunderung, erweckt Lob, aber man nähert sich ihr nicht immer. Aller Witz ist ein Spiel, aber er ist doch nützlich; denn jeder Einfall giebt eine Mannichfaltigkeit von Gedanken. Durch den Witz werden Regeln gegeben und diese haben große Brauchbarkeit; denn eine jede Regel von Dingen dient dazu, eine Menge Fälle zu beurtheilen und ist ein concentrirter Begriff, welcher eine Menge Anderer enthält; die Urtheilskraft aber schränkt diese Erwartung ein. So wie der Witz unser Denken dreust und waghaft macht, so macht die Urtheilskraft verlegen und behutsam; sie ist zwar rühmlich, aber sie glänzt nicht.

Der Witz ist vielleicht das Talent der Jugend, die Urtheilskraft aber das Talent des Alters; daher sagt man: ein lebhafter Witz und eine reife Urtheilskraft. Die Urtheilskraft läßt sich nicht lehren, aber witzige Einfälle kann man wohl lernen; sie wächst durch den Gebrauch und ist der Verstand, von dem man sagt, er komme nicht vor den Jahren. Junge Leute glauben oft, sie seyn so klug als die ältesten; in so weit können sie Recht haben, daß sie Geist genug besitzen, allein vor den Jahren kann man keine Urtheilskraft haben; denn diese erfordert Versuche, Uebung und Erfahrung. Sie ist ein negatives Vermögen; sie berichtigt die Urtheile, erweitert sie aber nicht. Sie ist also die Wirkung von einem durch Erfahrung geübten Gemüthe.

Eine Erklärung, die Verstand enthält, heißt, in so fern sie zugleich Witz in sich faßt, sinnreich, sobald der

Witz vorzüglich hervorsticht. Eine Erkenntniß, wo die Urtheilskraft hervorragt, heißt scharfsinnig.

Der Witz ist eine Quelle der Einfälle, die Urtheilskraft der Einsichten. Es giebt Leute, welche reich an Einfällen sind und allerhand Plane entwerfen, zu welchen jedoch noch die Urtheilskraft hinzukommen muß, um sie zu prüfen. Mancher Mensch ist so fruchtbar an Witz, daß dieser ihn auf tausenderlei Einfälle bringt, aber ein solcher Kopf ist gewöhnlich nicht reich an Einsichten.

Einfälle haben keine lange Dauer, weil man doch am Ende sieht, daß sie nichts sind, und so verliert sich am Ende die erste Ueberraschung, die uns Vergnügen machte.

Einige Nationen (z. B. die Franzosen) haben einen Hang, Einfälle günstig aufzunehmen; daher kommt es, daß diese Einfälle in den großen Haufen derselben eindringen und ihre Druckerpressen damit überschwemmt sind. In Teutschland sind sie Contrebande; denn wer da mit bloßen Einfällen auftritt und nicht eine Einsicht daraus zu machen sucht, der kommt schlecht weg. Die Ursache hiervon ist, die Teutschen können ihren Einfällen nicht das Gewand umhängen, welches sie einschmeichelnd macht. Aber eine Nation, die ein solches Vergnügen an Einfällen hat, hat keinen ächten Geschmack.

Einen Volkscharakter aufzufinden ist nicht nur sehr schwierig, sondern auch mißlich und ungewiß. Die Regierungsart und die Religion machen aus dem Volke gewöhnlich das, was es ist, so wie jeder Mensch das ist, was die Erziehung aus ihm gemacht hat; doch findet man oft zwischen Brüdern oder auch zwischen Schwestern, die ganz die nämliche Erziehung gehabt haben, große Unterschiede, theils im Charakter, theils im Tem=

peramente. Wenn auch eine einmal gewohnte Regierungsart sich verändert, so hat das weiter keinen Einfluß auf das Naturell des Volks, wie man das an Frankreich sehr deutlich sehen kann.

Haben einzelne Menschen im Volke einen Charakter, so hat das Volk keinen; haben aber einzelne Menschen im Volke keinen Charakter, so hat das Volk einen, z. B. in England hat jeder seine eigne Meinung und Weiße, jeder sucht etwas darin, Original zu seyn, hat also seinen eignen Charakter, daher hat die ganze Nation keinen Charakter. Hingegen haben die Franzosen einen ganz unverkennbaren Charakter.

Frankreich ist das Land des Geschmacks, weniger aber des Kunst= als vielmehr des Conversationsgeschmacks. (Conversation besteht in dem Umgange der Menschen, wodurch sie einander angenehm werden). Die Franzosen haben zuerst die Frauenspersonen in die großen Gesellschaften gezogen, welche in denselben den Ton angeben; in England geben die Weiber nicht den Ton in Gesellschaften an. Von der moralischen Seite betrachtet ist Frankreich das Land der Conduite, der Sitten, aber nicht der Tugend; bei ihnen wird die Anständigkeit bis zu einem so hohen Grade getrieben, daß sie in Pedanterei ausartet. In Ansehung des Temperaments zeichnen sie sich durch lebhaften Witz, Leichtsinn, Frivolität (welche alles Wichtige auf die leichte Schulter nimmt) und Freigeisterei aus, welche in der Neigung besteht, sich in Ansehung der Religion keinen Gesetzen zu unterwerfen. Geselligkeit und Gesprächigkeit findet man bei ihnen in der größten Vollkommenheit, daher auch ihre Sprache, welche zwar nicht die Energie anderer Sprachen hat, zur Conversation die geschickteste ist. Ein französischer Kleinmeister, petit maitre, muß äußere Manieren und viele Weltkenntniß besitzen

und sich das Ansehen geben, als wenn er alle wichtigen Staatsgeheimnisse wüßte, die teutschen Stutzer sind von ihnen himmelweit unterschieden. Die Coquetterie ist keine unangenehme Eigenschaft und besteht blos in der Kunst zu gefallen und sich Andern zum Gegenstande des Wohlwollens zu machen, ohne dies sehr merken zu lassen. Bei den französischen Weibern sind die vapeurs nichts anders als eine Art sich zu zieren. Wahrscheinlich haben die Duelle in Frankreich ihren Ursprung genommen, da sich das point d'honneur bei ihnen auf die geringsten Kleinigkeiten einschränkt. Es war unter andern guten Einrichtungen ein tribunal du point d'honneur in Paris, wo alle Handschriften von Officieren, welche auf dieselben Geld von Bürgern geliehen und auf Ehre versprochen hatten, zu bezahlen, eingeklagt werden konnten; bezahlte der Officier nicht, so wurde er von diesem Tribunal des königlichen Dienstes für unfähig erklärt und aus demselben entlassen.

Der gute Ton, bon ton, ist eine gewisse Manier, in der man spricht, und die eben Mode ist. Die meisten Schriften in Frankreich werden so eingerichtet, daß sie auch auf die Toilette der Weiber kommen können. So ist es auch Mode, daß Weiber bureaux d'esprit über Gelehrsamkeit und schöne Künste halten, wobei sich denn allemal die witzigsten Köpfe versammeln.

Die Eitelkeit, wodurch sich die Franzosen vor vielen andern Völkern unterscheiden, ist die Neigung eine Ehre in das zu setzen, was das wahre Verdienst eines Menschen nicht vergrößert. So behaupteten sie z. B. ehemals und suchten eine besondere Ehre darin, daß ihr König der größte König sey.

Die Manier der Franzosen ist leicht und von allem Schulzwange unabhängig, daher ihre Höflichkeitsbezeugen nie lästig sind. Die Franzosen, besonders aber ihre

Weiber sind sehr unsauber, aber dabei sehr zierlich. Sie sind im Genusse mäßig, und ihre Mahlzeiten aus solchen Materien zusammen gesetzt, die eben nicht sehr sättigend sind. Häuslichkeit stimmt mit der Conversation nicht überein; daher wird man sie bei ihnen nur in den niedern Ständen antreffen.

Ihre Schriftsteller zeichnen sich außer ihrem Witz noch durch viele Hardiesse und durch einen entscheidenden Ton bei Sachen aus, die eben noch nicht bewiesen sind.

In ihrer Regierung hat man immer Widersprüche gefunden, z. B. die größte Intoleranz herrschte gerade zu den Zeiten, wo Freigeisterei ihren höchsten Gipfel erlangt hatte rc. Ihre Criminaljustiz überstieg alles, was man grausam nennen kann; daher viele unschuldig zum Tode verurtheilt wurden, welche Urtheile man nachher oft widerrief, und die Anverwandten des Hingerichteten, welche in Frankreich gewöhnlich alle ihre Aemter verloren, wieder einsetzte.

Die Spanier stammen eigentlich von den alten Gothen aus Teutschland ab, doch steckt in ihrem Blute auch viel von den Sarazenen und Juden, woraus sich auch sehr leicht ihr Hang zur Grandezza oder zum Hochtrabenden erklären läßt. Die spanische Nation hat aber auch wirklich etwas Erhabenes; denn dem spanischen Kaufmanne kann man im Handel den festesten Glauben beimessen. Der Spanier ist ein Verehrer des Alten; daher kann er sich mit dem veränderlichen, lustigen Franzosen nie vertragen; alle seine Lustbarkeiten müssen eine gewisse Gravität haben; lustig ist er nur in sehr großen Versammlungen, in kleinern und in seinem Hause immer sehr ernsthaft. Im Genuß übertreffen die Spanier an Mäßigkeit noch die Franzosen; daher entsteht denn auch, weil sie so sehr wenig bedürfen, ihr Hang zur

Faulheit. Alles, was mit einer gewissen Feierlichkeit vollzogen wird, ist ganz nach ihrem Geschmacke, daher auch ein auto da fé und ein Stiergefechte ihre angenehmsten Schauspiele waren.

Die Italiener besitzen den wahren Kunstgeschmack, wobei ihnen ihre lebhafte Imagination, mit der Leichtigkeit des Witzes verbunden, sehr zu statten kommt; der Italiener ist aber auch ebendaher vielen Affecten unterworfen. Er ist scherzhaft, sein Scherz enthält aber einen sehr großen Grad von Lebhaftigkeit; der gemeine Italiener ist solider, zuverlässiger und klüger als der gemeine Franzose. Die Italiener sind sehr für solenne Vergnügungen, z. B. Processionen, Carneval, Pferderennen rc. eingenommen, wobei sie sich öffentlich können sehen lassen. Die ganz gemeinen Leute sind äußerst faul, weil sie sich von dem Essen nähren können, was ihnen in den Klöstern ausgetheilt wird, und daher auch sehr arm. Es wäre sehr gut, wenn jedes Zeitalter bloß seine Armen ernährte und nicht dafür Sorge trüge, die Armen des künftigen Zeitalters zu unterhalten; denn man hat bemerkt, je mehr die Fonds vermehrt werden, um Arme zu ernähren, desto mehr werden Arme. Es kann also leicht ein Ort durch die vielen Fonds, welche er zur Erhaltung der Armen aufbringt, arm werden. Italien ist das Land der Pracht und des Kunstgeschmacks, besonders in Rücksicht der Alterthümer. Bei den Italienern findet man tiefgelegte, überdachte Verschlagenheit, welches wohl mit von ihrer Religion herkommen mag. Ihre Erfindungskraft läuft entweder darauf hinaus, jemanden zu überlisten, oder einer List und einem Betruge auszuweichen.

Die Bank, das Lotto, der Wechsel, die italienische Buchhaltung sind alles italienische Erfindungen. In Genua und einigen andern Städten Italiens ist es

Mode, daß nie der Mann öffentlich mit seiner Frau erscheint, sondern bloß der sogenannte Cicisbeo, welcher aber auch verheirathet seyn kann, der Mann kann aber allemal wieder mit der Frau eines andern öffentlich erscheinen. Die Giftmischerei ist eigentlich in Italien erfunden und auch da zur größten Vollkommenheit gebracht worden. Ihre politische Klugheit gegen Andere ist immer sehr weit hergeholt, bei dem allem erhalten sich in Italien viele sonst schwache Staaten durch ihre Politik.

In England ist der gemeine Mann belehrt, in Frankreich conduisirt und in Italien klug. Die Belehrung erhält der Engländer durch die Zeitungen, welche wahre Meisterstücke sind, und welche Geographie, Naturgeschichte, Medizin rc. enthalten. Es ist kein Land, wo der Wohlstand sich so bis auf den Geringsten im Volke verbreitet, wie in England. Die Engländer verpachteten ihre Güter ehemals auf 20 ja in Schottland auf 30 Jahre, so daß man endlich die Pachter, welche viel auf die Verbesserung der Güter verwandten, da sie dieselben lange benutzen konnten, als Glieder der Familie betrachtete und wodurch so viel Aufklärung befördert wurde. Heut zu Tage verpachtet man sie nur auf wenige Jahre, welches der Cultur sehr nachtheilig ist. Korn heißt in Frankreich der Weizen, in Teutschland der Roggen, in Norden die Gerste, in Schottland der Hafer. In England findet man die mehrsten Originale, welche zugleich Muster sind; dies hat seinen Grund theils in der Regierungsart, theils in ihren Talenten, daher sie sich in allen Producten des Witzes besonders als Originale zeigen. Es giebt zwar auch unter ihnen Sonderlinge, welche bloß die Originale nachäffen. Eigensinn ist die Abneigung sich nach dem Willen Anderer zu bequemen, und gehört mit zur Originalität. In Eng-

land sind die Menschen grob, weil sie sich an Niemanden kehren dürfen; so setzt z. B. der Engländer einen Werth darein, wenn er dem Könige zuwider seyn kann. Er schätzt seinen Adel sehr hoch, weil er die Vormauer der Freiheit ist; überdieß findet man in England noch den gelehrtesten Adel. Der Franzose ist höflich gegen Fremde, der Engländer aber nicht, dagegen ist er sehr gastfrei, und liebt solide Freundschaft mehr als bloße Unterhaltung. Franzosen und Engländer sind außer ihrem Vaterlande unerträglich, weil sie alles in ihrem Vaterlande besser zu finden glauben. Die Solidität und Genauigkeit der Engländer in ihren Arbeiten zeichnet sie vor den Franzosen und allen andern Völkern sehr vortheilhaft aus, da ihre Arbeiten dem Gebrauche allemal genau angemessen sind. Das englische Weib ist nicht so schön wie die Italienerin, nicht so unterhaltend wie die Französin, welche sogar zur soliden Freundschaft mehr aufgelegt ist als der Franzose; daher ist sie oft in Gesellschaften verlegen. Ihre Herrschaft ist jedoch sehr groß und thut den Rechten der Männer vielen Abbruch. In allen englischen Schriften ist eine gewisse Originalität anzutreffen, welche für alle Zeiten original bleiben wird.

Die Teutschen besitzen großen Fleiß und alle die Geschicklichkeiten, zu denen Emsigkeit und anhaltende geduldige Arbeitsamkeit gehört; bei ihnen herrscht der Geist der Ordnung und der Methode, sie halten sich aber auch bei dem Formalen so sehr auf, daß sie das Materiale darüber vergessen; dies zeigt sich besonders bei der Schulerziehung. Die teutschen Armeen sind, da sie den höchsten Grad des Mechanismus annehmen, nur durch eine große Uebermacht zu überwinden. Die Peinlichkeit in Formalien geht leicht in Pedanterie über. Daher bei den Teutschen allein die vielen Standesunter=

schiede; auch werden oft durch diese Formalitäten wirkliche Anlagen zum Genie unterdrückt. Sittsamkeit und Bescheidenheit ist den Teutschen mehr eigen als Hardiesse. Gern nehmen sie Belehrung von andern Völkern an und übersetzen daher alle guten Werke anderer Nationen in ihre Sprache, um aus denselben zu lernen. Der Teutsche hängt aber nicht an seiner Heimath, sondern versucht in allen Ländern sein Glück, daher ist er sehr gut zum Colonisten zu gebrauchen, weil er ausharrende Geduld hat; er legt sich auch mehr auf den Landbau, da sich der Engländer mehr mit dem Handel abgiebt; er unterwirft sich gern den Gesetzen, welches bei andern Nationen äußerst schwer hält; er ist daher auch sehr leicht zu beherrschen. Er liebt die Mahlzeit und den Trunk, welches seinem Pflegma am angemessensten ist; seine Gastfreundschaft ist bekannt, doch scheint sie sich mehr auf Neugierde als auf Wohlwollen zu gründen; der Teutsche hat verschiedene Erfindungen in Sachen, zu denen viel Betriebsamkeit und Mühe gehört, gemacht, wozu ihn sein schon zeitig ausgebreiteter Handel und sein Bergbau veranlaßte.

Cultivirte Nationen kann man nur diejenigen nennen, bei denen äußere Freiheit, bürgerliche Verfassung d. h. Einschränkung der Freiheit Einzelner in so weit, daß sie sich mit der Freiheit Anderer verträgt, und Gewalt ist, wodurch die Gesetze gesichert werden. Wenn man in Europa noch barbarische Nationen annehmen wollte, so würden es solche seyn, die den Grad der Cultur noch nicht erreicht haben, daß man nicht wieder von ihnen einen Rückfall in gänzliche Barbarei vermuthen sollte; dies wären die Türken, Polen und Russen; denn bei den Türken findet sich zwar Gewalt, aber sie ist ohne Freiheit und ohne Gesetz. Bei den Polen finden sich Freiheit und Gesetz, aber keine Gewalt; klagt man

den Schuldigen an und er wird auch verurtheilt, so wird das Urtheil doch selten vollzogen. Bei den Russen findet sich Gewalt und Gesetz, aber keine Freiheit.

Die Polen sind äußerst lebhaft, aber ohne Witz, sie nehmen die Sitten aller andern Nationen an, lieben die Pracht, aber nicht die Reinlichkeit und Ordnung; daher findet man bei ihnen kostbare Möbeln im größten Schmuzze. Es ist auch an dieser Nation zu sehen, daß Reinlichkeit keine dem Menschen angeborne Eigenschaft ist, da der Pole wirklich gegen sie abgeneigt ist. Die Polen besitzen große Güter, die aber auch sehr verschuldet sind. Die Cultur des weiblichen Geschlechts ist in Polen bei weitem größer als die des männlichen. Uebrigens ist die ganze Nation sehr weichlich.

Die Russen dagegen sind abgehärtet, nicht so lebhaft und leichtsinnig wie die Polen, gehorsam und am besten als Maschinen zu gebrauchen. Völker, die keine unmittelbare Achtung für das Gesetz haben, gränzen nahe an Barbarei; die Russen hassen sogar das Gesetz und gehorchen nur aus Zwang. Die Polen hingegen haben weder Achtung fürs Gesetz noch Zwang. Diejenigen, welche den Gesetzen der Obern im Geheim gern entgegen arbeiten, nennt man tückisch oder muksch; sie thun es größtentheils aus Haß gegen den, der das Gesetz gegeben hat, der Haß aber ist ein Product ihres Stolzes, welcher den Befehlen Andrer nicht untergeben seyn will; Tugenden sind besonders den slavischen Nationen eigen. Ehedem konnten viele sonst fremde Nationen wegen des Polytheismus, der auch fremde Götter gern annahm, zusammenschmelzen, welches bei dem intolerantern Monotheismus nicht so gut anging; heut zu Tage können die Völker wegen der Verschiedenheit der Religionen nicht leicht zusammenschmelzen. Eine Religion wird desto aufgeklärter, je mehr sie allgemeiner

ist, je mehr sie sich vom statutarischen entfernt und Allen einleuchtender und begreiflicher wird.

Unter Race versteht man die Abartung und Mannichfaltigkeit einer Thierart; sie zeigt sich in den Unterschieden, die nothwendiger Weise angeerbt sind. Varietäten sind auch Abartungen einer Thierart, nur daß bei ihr die Unterschiede nicht angeerbt sind; so zeugt z. B. ein Neger mit einer Weißen keinen Neger und keinen Weißen, sondern einen Mulatten; und die Vermischung eines Europäers mit einer Indianerin giebt Mestitzen.

Bei den Amerikanern (den Wilden in Amerika) ist der Hauptcharakter die Leblosigkeit, sie haben keine Leidenschaften; ihre Freiheitsliebe ist bloß Liebe zur faulen Unabhängigkeit; daher nehmen sie auch gar keine Cultur an.

Die Neger dagegen sind sehr lebhaft und nehmen alle Cultur des Dieners, nur nicht des Herrn an; denn zur Arbeit haben sie gar keine Neigung. Die Neger und Amerikaner werden also nie für sich eine ordentliche bürgerliche Gesellschaft stiften können.

Die Einwohner von Hindostan scheinen äußerlich sich selbst ganz zu besitzen; innerlich aber sind sie den heftigsten Leidenschaften unterworfen; daher sind sie sehr rachsüchtig und lassen, wenn sich nur Gelegenheit dazu zeigt, ihrer Leidenschaft ganz den Zügel schießen. Die Hindus können es in allen mechanischen Künsten sehr weit bringen und zeigen auch in denselben einen hohen Grad der Cultur.

Die Mongolen sind ein nomadisches Volk, welches von thierischer Nahrung lebt, d. h. von Fleisch und Milch, daher ihre große Leichtigkeit; denn sie sind an Gewicht wirklich um vieles leichter als andere Menschen, die eben so groß und so stark aussehen; sie sind

munter aber sehr unreinlich, bei weitem so bösartig nicht als man sie schildert, allein ihr Geist taugt zur Kultur der Künste und Wissenschaften gar nicht. Angebauetes Land können sie nicht leiden, weil es mit ihrer Viehzucht nicht stimmt; sie verwüsteten also aus diesem Grunde alles angebauete Land, wo sie bei ihren Zügen hinkamen und wollten Städte und Dörfer in Weideland verwandeln, daher scheuet man sie als eine sehr gefährliche Nation.

Der Charakter der Menschengattung kann betrachtet werden, entweder als Charakter einer Thiergattung oder als Charakter einer Gattung vernünftiger Wesen. Manche haben sich darüber gestritten, ob der Mensch zu den zweifüssigen oder vierfüssigen Thieren gehöre; Linné nimmt ihn als zweifüssig an, glaubt aber zwischen ihm und dem Affen in der Bauart wenig oder gar keinen Unterschied zu finden, welchen aber Camper allerdings gefunden hat. Der Mensch gehört weder zu den allein Früchte fressenden Thieren, noch zu den allein Fleisch fressenden, sondern zu beiden zugleich. Er ist nicht zum Raubthiere gemacht, daher haben auch die andern Thiere von Natur keine Furcht vor ihm.

Der Mensch ist, außer den Gesangvögeln, welche von ihren Eltern das Singen lernen müssen, das einzige Thier, welches erzogen werden muß. Er kann durch die Erziehung nach und nach weiter bis zur Vollkommenheit gebracht werden. Jedes Thier erreicht gewöhnlich seine Bestimmung, der Mensch erreicht sie auch als Thier, aber nicht als Mensch; denn da die Vollkommenheit desselben von einer Generation zur andern nicht erreicht wird, so kann er seine Bestimmung nie als Individuum erreichen; bei diesen Fortschritten der Vollkommenheit scheint die Natur dem Menschen nur die allernothwendigsten Mittel, sich selbst zu ver-

vollkommnen, an die Hand gegeben zu haben, damit er sich die übrigen selbst suche und sich selbst seine Vervollkommnung allein zu verdanken haben soll.

Der Mensch als vernünftiges Wesen ist bestimmt, den bürgerlichen Zustand zu vervollkommnen, welches der Endzweck aller seiner Naturanlagen ist; dieser bürgerliche Zustand kann aber nur durch eine Reihe von Generationen hervorgebracht werden. Die Natur treibt nämlich den Menschen durch die Unverträglichkeit, die Zwietracht und den Hang, einander übel zu begegnen, zu diesem Zwecke an, der ihn allein durch gesetzlichen Zwang vor dem allem schützen kann.

Recht heißt gesetzliches Verhältniß der eingeschränkten Freiheit des Einen, damit sie mit der Freiheit der Uebrigen übereinstimme. Der bürgerliche Zustand scheint nicht nöthig zu seyn, wenn alle Menschen gutartig wären, allein in diesem Fall würden auch die Kräfte des Menschen nicht ausgebildet werden; die Menschen würden gleich guten Schafen nebeneinander leben und die Zwecke der Natur ganz rückgängig machen, da sie gar keinen Reiz haben würden, die Keime ihrer Vollkommenheiten durch viele Mühe und Fleiß auszubilden. Jetzt aber, da kein Mensch vor dem andern sicher ist, muß jeder auf alle nur mögliche Art seine Kräfte auszubilden suchen, um sich gegen Andere schützen zu können. Kommt die Entwickelung der Fähigkeiten eines Volks nicht bis zur bürgerlichen Verfassung, so bleibt es barbarisch und reibt sich selbst auf. Ist die bürgerliche Verfassung in gleichem Verhältnisse mit den Künsten, so ist der Staat glücklich, wachsen aber die Künste mehr als die Vollkommenheit der bürgerlichen Verfassung, so tritt der Luxus ein, welcher den Staat zu Grunde richtet.

Oeffentliche Gerechtigkeit mit Gewalt verbunden,

muß bei allen Völkern statt finden, wenn die Natur ihren Zweck erreicht haben soll; denn ohne dieselben kann die Natur nie ihren Zweck erreichen.

Bürgerliches Recht ist schon ein großes Kunststück, aber Völkerrecht, in so fern es auch ausgeübt wird, ist bei weitem ein noch größeres. Die Instinkte des Menschen sind feindselig und seine Bösartigkeit allein trägt, so wie das große Mißtrauen des Einen gegen den Andern, viel zu der Vervollkommnung des Menschen bei. Die Geschichte zeigt, daß wir nach vielen Umwegen und nach Verlauf vieler Zeit endlich immer einen Schritt der Vollkommenheit näher kommen; denn es ist jetzt bei weitem mehr Freiheit und Gewalt in den Staaten anzutreffen als vormals. Die Naturanlagen werden durch Cultur, durch Civilisirung und durch Moralisirung ausgebildet. Civilisirung ist die Entwickelung der Geselligkeit; ein hoher Grad von ihr heißt Luxus oder der Aufwand aufs Entbehrliche zum Nachtheil des Unentbehrlichen, das Uebermaaß dessen, was zu unserm Vergnügen dient, nicht in der Menge, sondern in der Mannichfaltigkeit bestehend. Der Luxus entsteht gewöhnlich aus einer übergroßen Verfeinerung, die den Menschen unglücklich macht, da die große Menge der Bedürfnisse es ihm täglich mehr erschwert, sie zu befriedigen.

Der Zustand, durch welchen der Zweck der Natur erreicht wird, ist die bürgerliche Verfassung; da diese aber nur neben andern bürgerlichen Verfassungen bestehen kann, so werden sie alle ein Gesetz haben müssen, nach welchem sie einstimmig handeln und dies ist das Völkerrecht.

In der bürgerlichen Gesellschaft wird die rohe Freiheit der Einzelnen durchs Gesetz eingeschränkt, doch so, daß ihnen kein Andrer Eintrag thun kann.

Völker werden also gegen einander in dem nämli-

chen Verhältnisse seyn, wie einzelne Naturmenschen; denn wenn ein Volk bloß gesetzlose Freiheit hätte, und das andere nicht, so würde es bald die bürgerliche Verfassung desselben zerstören. Es müssen daher jetzt alle Staaten, wenn auch nicht im Kriege, doch beständig in Kriegsverfassung seyn. Die Fürsten sind gewöhnlich noch Richter in ihren eignen Sachen; sie halten es für kleinlich, dieselben in der Güte abzuthun; das ist wirklich noch die Anzeige eines barbarischen Zustandes.

Die Triebfeder, welche den Menschen natürlicher Weise zwingt, in die bürgerliche Gesellschaft hineinzugehen, ist, daß der Mensch sich allein seine Rechte nicht sichern kann. Es geschieht jedoch wohl, daß Einige sich recht gut vertragen, dies ist aber nicht von langer Dauer; denn das sieht man ja aus der Zerstreuung der Menschen in alle Theile der Welt, ja sogar in solche öde und kalte Gegenden, wo sie von selbst nicht würden hingegangen seyn, wenn sie nicht von Andern wären vertrieben worden.

Die bürgerliche Gesellschaft ist also der vorzüglichste Zweck der Natur, und es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß der Mensch dazu und nicht wie wilde Thiere, in Wäldern einzeln herumzuschwärmen, geschaffen ist. Der Mensch hat zwar Triebfedern der Ungeselligkeit, aber er ist gesellschaftlich geneigt; er möchte gern die Oberhand über Andere haben, um ihnen gleich zu seyn und dies ist der einzige Grund, warum er sich so sehr sträubt, in die bürgerliche Gesellschaft einzutreten. Die Natur hat ihn beinahe sich ganz selbst überlassen, er muß sich alles, auch die Geselligkeit selbst erwerben, auch sogar die Art und Weise, wie er sich etwas erwerben will.

Die bürgerliche Verfassung entspringt aus Freiheit, Gesetz und öffentlicher Gewalt, und hierin liegt das

große Problem, aus der Ungeselligkeit der Menschen ein gesellschaftliches Ganze hervorzubringen. Der Mensch handelt von selbst nicht nach Grundsätzen der Gerechtigkeit, er muß erst von Andern dazu gezwungen werden.

Wie eine bürgerliche Verfassung zu gründen sey, davon liefert uns die Geschichte sehr viele Beispiele, allein die Bestrebung, ein Völkerrecht hervor zu bringen, ist eine ganz neue Erfindung und nur in Europa hat man daran gearbeitet, doch sehr weit vorwärts ist man darin noch nicht gekommen, sondern im Gegentheil wieder etwas zurückgegangen.

Der schlimmste Zustand des Menschengeschlechts ist der Uebergang von der Civilisirung zur Moralisirung. Neue Begierden und Bedürfnisse machen uns unglücklich, und erschweren uns den Besitz unsers häuslichen Glücks; denn durch zu große Verfeinerung öffnen wir dem Uebel und dem Schmerze neue Thüren, aber nicht allein uns, sondern auch zugleich Andern. Wenn wir bloß bei der Civilisirung stehen bleiben wollten, so würden wir wenig gebessert seyn, da mit ihr Laster und Begierden immer wachsen; hiezu gehört auch noch die Cultivirung der Wissenschaften als Luxus des Verstandes, welche das Glück der Menschen gewiß nicht befördern, wenn sie nicht Moralität, die dem Luxus sein Schädliches entzieht, annehmen.

Eine vollkommene bürgerliche Verfassung ist nicht eher möglich als bis cultivirte Unterthanen da sind, welche gar keine andere Verfassung und Regierung leiden. Daher muß man suchen die Menschen aufzuklären und das Völkerrecht besser einzurichten. Die Freiheit mit einem Gesetze und durch das Gesetz verbunden besteht darinnen, daß die Gesetze so gegeben werden, als wenn sie aus der allgemeinen Stimme des Volks entstanden wären. Diese Gesetze müssen für alle gelten

und von allen gegeben werden können; dann verdienen sie erst den Namen von gerechten Gesetzen.

Im rohen Zustande ist der Grund der Genügsamkeit die Einfalt, im civilisirten die Seelenstärke, und in diesen letztern Zustand muß der Mensch kommen, wenn er wirklich glücklich seyn will. Wir sind jetzt, die wir an der Einheit der Religion arbeiten, an der Stufe dieses Ueberganges von der Civilisirung zur Moralisirung. Die innere Religion vertritt jetzt die Stelle des rechtlichen Zwanges. Um den großen Zweck aber zu erreichen, kann man entweder von den Theilen auf das Ganze, d. h. durch Erziehung, oder von dem Ganzen auf die Theile gehen. Es ist aber bei der Erziehung nicht genug, daß man verhüte, daß sich das Böse bei den Kindern einschleiche, sondern man muß auch dafür sorgen, daß man auch das Böse in ihnen unterdrücke. Die Gewalt, die der Staat ausübt, nöthigt den Menschen zu einer Lebensart, zu der er gar keinen Hang hat. Es ist aber nicht denkbar, daß jetzt der große Zweck der Natur durch Erziehung werde erreicht werden, da Eltern und Fürsten zu derselben nichts beitragen wollen.

Es müßte also der letztere Fall eher ausführbar seyn, nämlich vom Ganzen zu den Theilen, wenn nämlich alle Staaten in einen Bund treten, die Kriege aufhören und die auf dieselben verwandten Kosten zur Erziehung angewandt werden könnten. Dieser Völkerbund und der daraus entstehende ewige Friede wird zwar nur für Träumerei der Philosophen ausgegeben, es gereicht aber den Oberhäuptern der Staaten zur Schande, daß er bis jetzt noch nicht ausführbar gewesen ist. Allein ist er einmal entstanden, so wird nichts im Stande seyn, ihn zu zerstören; denn nur das Gute kann sich immer erhalten. Daß er aber noch nicht zu Stan=

de gekommen ist, daran ist die Verschiedenheit der Religionen Schuld. Das größte Unglück für die Menschheit würde eine allgemeine Monarchie seyn; denn da würde der Monarch keine Ehrbegierde haben und er würde sich vor keinem andern Monarchen schämen dürfen.

In jedem Staate muß ein Staatsoberhaupt seyn; dieses kann nun betrachtet werden als Souverain oder als Regent. Nach der Natur der Sache kann nur das Volk Gesetze geben; denn was das ganze Volk beschließt, ist gewiß immer Recht, weil es sein eigener Wille und also allgemein gesetzlich ist. Nun kann aber nur derjenige Gesetzgeber seyn, welcher im Stande ist, gerechte Gesetze zu geben. Daher kann die Souverainität nur beim Volke, die Regierung aber bei einem Andern seyn.

Die Souverainität kann man auch die Oberherrschaft nennen, welche entweder despotisch oder patriotisch ist. Patriotisch nennt man eine Regierung, wo das Staatsoberhaupt den Staat nicht als sein Gut, sondern als sein Vaterland regiert, d. h. eine Regierung, welche für den Staat als ein Ganzes sorgt, dessen Bestes nicht nur während der Lebenszeit des Regenten, sondern immer fortdauern soll. Eine Staatsverfassung ist despotisch, wenn das Oberhaupt alle Gewalt in Händen hat.

Der Gesichtspunkt, aus welchem besonders Fürsten die Staaten betrachten sollten, muß nicht bloß patriotisch, sondern auch kosmopolitisch, d. h. auf das allgemeine Beste gerichtet seyn. Die Bürger eines Staats können und dürfen keine kosmopolitischen Absichten haben, mit Ausnahme der Gelehrten, welche der Welt mit Büchern nützen können und der Fürsten, aber die Letztern sind so vernachlässigt worden, daß es bisher noch keinen Monarchen gegeben hat, welcher etwas gethan

hätte, wobei er das ganze Weltbeste zur Absicht gehabt hätte.

Um nun die Ehrbegierde der Fürsten anzureitzen, solchen erhabenen Zwecken nachzustreben und für das Wohl des ganzen Menschengeschlechtes zu arbeiten, würde eine Geschichte, die bloß aus kosmopolitischen Ansichten geschrieben würde, von erheblichem Nutzen seyn. Eine solche Geschichte müßte bloß das Weltbeste zu ihrem Standpunkte nehmen und nur die Handlungen des Andenkens der Nachkommen würdig herausheben, welche die Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts beträfen.

Druckfehler.

S. 10 Z. 9 der l. die
= 16 = 2 Behalten l. Behaltene
= 16 = 9 v. u. sie l. die Romane.

Literarischer Anzeiger.

So eben sind erschienen:

1) Kant's, Imanuel, Anweisung zur Menschen- und Weltkenntniß. Nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre von 1790 — 1791, herausgegeben v. F. Ch. Starke, gr. 8. (Pr. 18 Gr.)

2) Wolf's, F. A., Encyclopädie der Philologie. Nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre von 1798 — 1799, herausgegeben von S. M. Stockmann. gr. 8. (Pr. 1 Thlr. 12 Gr.)

3) Der Staatswahrsager auf 1831 oder der Vorherverkündiger glücklicher und unglücklicher Ereignisse in diesem Jahre. Herausgegeben von Elias d. J., 2ter Jahrg. (Auch unter dem Titel: Der prophetische Almanach auf 1831. 9ter Jahrg.) (br. 4 Gr.)

4) Jul. Frey, der politische Zustand Europens zu Ende des Jahres 1830; oder wo sind wir? Was wollen wir und was wird geschehen? br.

5) Dr. Spieß, die Kunst zu essen und zu trinken oder Anweisung, wie man beim Essen und Trinken zu verfahren hat, um ein gesundes, langes und kräftiges Leben zu erhalten. (br. 12 Gr.)

6) Bemerkungen über die Wichtigkeit, die Pflicht und die Vortheile des Frühaufstehens in Bezug auf Gesundheit, Geschäfte und Gottesfurcht. Nach der dritten Ausgabe des Englischen bearbeitet, verbessert und vermehrt von Dr. Bergk. (Auch als 2tes Bändchen von Bucklands Briefen über die Vortheile des Frühaufstehens.) (br. 9 Gr.)

7) Betrachtungen über den Frieden zu Adrianopel (abgeschl. den 14. Sept. 1829). Nebst einer Schilderung des gegenwärtigen politischen Zustandes von Europa, vorzüglich in Bezug auf Rußland, die Türkei und Griechenland. Von einem diplomatischen Agenten. (br. 16 Gr.)

8) Der gegenwärtig regierende Sultan der Türkei, Mahmud II. und seine Umgebung. Ein biographisches Charaktergemälde. Nebst einigen Betrachtungen über den jetzigen Krieg. (br. 8 Gr.)

9) **Die Kunst, Brod und andere Gebäcke zu backen,** oder Anweisung, wie man gutes, gesundes und wohlschmeckendes Brod u. s. w. bäckt. Ein unentbehrliches Handbuch für Bäcker, Oekonomen, Hausmütter, Wirthschafterinnen, Polizeibeamte, Staatswirthschaftskundige und überhaupt für jeden, der sich von dem Backen des Brodes und seiner Güte unterrichten will. Von G. S. Wahl. (br. 9 Gr.)

10) Der gegenwärtige Krieg Rußlands gegen die Türkei, oder was will man und was gilt es? Mit Betrachtungen über das politische Gleichgewicht in Europa, über eine Verbindung europäischer Mächte mit den Türken, über den Handel mit der Türkei, über Griechenlands Freiheit und Aegyptens Unabhängigkeit u. s. w. Von einem diplomatischen Agenten aus der alten Schule. (br. 12 Gr.)

11) Briefe über die Wichtigkeit, die Pflicht und die Vortheile des Frühaufstehens an Familienhäupter, Geschäftsmänner, Liebhaber der Natur, Studirende und Christen. Nach der fünften Auflage der englischen Urschrift des A. C. Buckland, zum zweitenmale übersetzt und viel vermehrt von Dr. Bergk. (br. 9 Gr.)

12) Dr. Bergk, guter Rath eines Vaters an seine Kinder. Eine Mitgabe durchs Leben. (br. 12 Gr.)

Früher sind erschienen:

13) Dr. Heinichen, das Bücherlesen oder Anweisung, wie man Bücher lesen, welche Bücher man lesen und welche Zwecke man dadurch zu erreichen streben muß. Mit Betrachtungen über Bücher, Schriftsteller und Literatur. 1828. (br. 12 Gr.)

14) Spieß (J. M.), der unfehlbare Wetterprophet, oder Anweisung, wie man die zukünftige Witterung erfahren kann. Ein unentbehrliches Handbuch für Bürger und Landleute, für Oekonomen, für Fabrikanten, für Reisende, und überhaupt für jeden, welcher die Witterung im voraus zu wissen wünscht. 1828. (br. 9 Gr.)

15) Was hat der Staat und was hat die Kirche für Zwecke und in welchem Verhältnisse stehen beide zu einander? Beantwortet von Julius Frey. 1827. (br. 9 Gr.)

16) Dr. Heinichen, die Kunst, sich in unsren Tagen durch die Welt zu helfen, oder Anweisung, wie man durch Kenntnisse, Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung, Muth, Beharrlichkeit und Gottvertrauen zu Glück und Ehren kommen kann. (br. 9 Gr.)

17) Franklin's goldenes Schatzkästlein, oder Anweisung, wie man thätig, verständig, beliebt, wohlhabend, tugendhaft und glücklich werden kann. Ein unentbehrlicher Rathgeber für Jung und Alt in allen Verhältnissen des Lebens. 1827. (br. 9 Gr.)

18) Die Staatsärzte, oder was ist zu thun, um bessere Zeiten herbeizuführen? 1828. (br. 6 Gr.)

19) Dr. Heinichen, die natürliche Religion, dargestellt von ... Nebst einem Anhange über Rationalismus und Supernaturalismus u. s. w. Für alle, welchen die Wahrheit, das Recht und die Tugend lieb und werth und Gott und die Menschheit theuer sind. 1825. (br. 18 Gr.)

20) Dr. Heinichen, die Kunst, zu denken, zu sprechen und zu schreiben. 1825. (br. 12 Gr.)

21) Dr. Heinichen, werden wir uns nach diesem Leben wieder sehen? 1826. (br. 6 Gr.)

22) Frey, Jul., Warum nennen wir uns Protestanten? Mit Bemerkungen über den Uebertritt von einer christlichen Kirche zur andern, und dem vollständigen Schreiben Sr. Majestät des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's III. an die regierende Herzogin v. Cöthen. 3te verb. und verm. Aufl. Mit einer Erklärung des Herzogs v. Cöthen. 1826. (br. 6 Gr.)

23) Frey, Jul., Nachtrag z. d. Schrift: warum nennen wir uns Protestanten? Nebst Fr. H. Jacobi's drei höchst merkwürdigen Briefen, so wie Einem von Lavater über den Uebertritt des Grafen Fr. L. v. Stolberg zur römisch-katholischen Kirche und einer Cabinetsordre des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's III. 1826. (br. 6 Gr.)

24) Der Buchhändler, oder Anweisung, wie man durch den Buchhandel zu Ansehen und Vermögen gelangen kann. 1825. (br. 8 Gr.)

25) Zur Huldigung Sr. Maj. des Königs von Sachsen, Anton's I. Von einem Sachsen. 1827. (br. 4 Gr.)

26) Die Theilung des Herzogthums Sachsen-Gotha-Altenburg, in rechtlicher und politischer Hinsicht betrachtet von Ernst Justus Wahrlieb. 1825. (br. 4 Gr.)

27) Des Kaisers Napoleons politisches Testament. Nebst einem Verzeichnisse der Vermächtnisse, welche er hinterlassen hat. 2te verm. Auflage. Mit dem politischen Testamente Peters des Großen, Kaisers von Rußland. A. d. Franz. 1824. (br. 4 Gr.)

28) Europäische Regententafel. 1824. (br. 3 Gr.)

29) Der prophetische Almanach auf das Jahr 1823 oder Nachrichten von den merkwürdigsten Begebenheiten und Ereignissen in der politischen, moralischen und physischen Welt in diesem Jahre. Aus einer alten in der Stiftsbibliothek zu ... gefundenen Handschrift. 1ster bis 8ter Jahrgang. Von 1823 — 1830. (br. à 4 Gr.)

30) Napoleons Testament. Aus d. Franz. 2te mit erläuternden Anmerkungen versehene und verbesserte vollständ. Aus-

gabe. Nebst einem Verzeichnisse der neuen Namen, welche die Großen des französischen Reichs unter Napoleon erhalten haben. Ein Anhang zu Napoleons politischem Testamente. 1825. (br. 3. Gr.)

31) Dr. Heinichen, Taschenbuch für Menschenkenntniß und Menschenbesserung. Auch zum Gebrauche für Stammbücher. Mit einer Abhandlung über Menschenkenntniß. 1827. (br. 10 Gr.)

32) Die Kunst, Krankheiten vorzubeugen. Nebst Kant's Ideen über moralische Diätetik. 1824. (br. 8 Gr.)

33) Die Kunst, reich zu werden. Nebst Franklin's armem altem Richard. 1824. (br. 6 Gr.)

34) Die Fürsten Europa's und ihre Völker. Ein Charaktergemälde v. E. J. Wahrlieb. 1823. (br. 9 Gr.)

35) Napoleons Selbstgeständnisse. Aus d. Französischen. 1s Bdchn. Mit einem kurzen Abrisse seiner Lebensgeschichte nach den Jahren geordnet. (br. 8 Gr.) 2tes Bdchn. Nebst Napoleons Anrede an die katholische Geistlichkeit in Breda. 1823. (br. 8 Gr.)

26) Napoleons-Calender, oder Nachrichten aus des Kaisers Napoleons Leben auf jeden Tag im Jahre. 2te verbesserte und stark vermehrte Aufl. Herausgegeben von Dr. Heinichen. 1822. (br. 4 Gr.)

37) Dr. Heinichen, Blicke auf Europa, oder der Zustand dieses Erdtheils in den Jahren 1804, 1811, 1813 und 1822 in politischer und statistischer Hinsicht. (br. 4 Gr.)

38) Sachsen-Calender, oder Nachrichten von den Ereignissen in Sachsen vom Jahre 1806 — 1823 auf jeden Tag im Jahre. Herausgegeben von Dr. Heinichen. (br. 4 Gr.)

39) Der europäische Aufseher. Herausgegeben von Dr. Bergk und Dr. Heinichen, von 1814 — 1824; jeder Jahrgang kostet 6 Thaler und zu herabgesetztem Preise 1 Thlr.

In einiger Zeit erscheinen:

1) Dr. Bergk, die wahre Religion. Zur Beherzigung für Rationalisten und zur Radicalcur für Supernaturalisten, Mystiker u. s. w.

2) Bergk, Abhandlungen aus dem philosophischen peinlichen Rechte z. B. über das Geschworengericht, die Todesstrafe u. s. w.

3) Kant's philosophische Anthropologie. Nach zwei Handschriften.

4) Dr. Spieß, der große Winter von 1829 auf 1830 oder ausführliche Beschreibung der merkwürdigen Ereignisse dieses Winters.

5) Merkwürdige Anekdoten von Hunden. Von dem Capit. Thomas Brown. Aus d. Engl.

Leipzig, den 30. Oct. 1830.

Die Expedition des europäischen Aufsehers.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kant, Immanuel,

Immanuel Kant's Anweisung zur Menschen- und Weltkenntniß Nach dessen Vorlesungen im Winterhalbjahre von 1790 - 1791

Leipzig 1831

Coburg, Landesbibliothek -- B II 7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916168-2